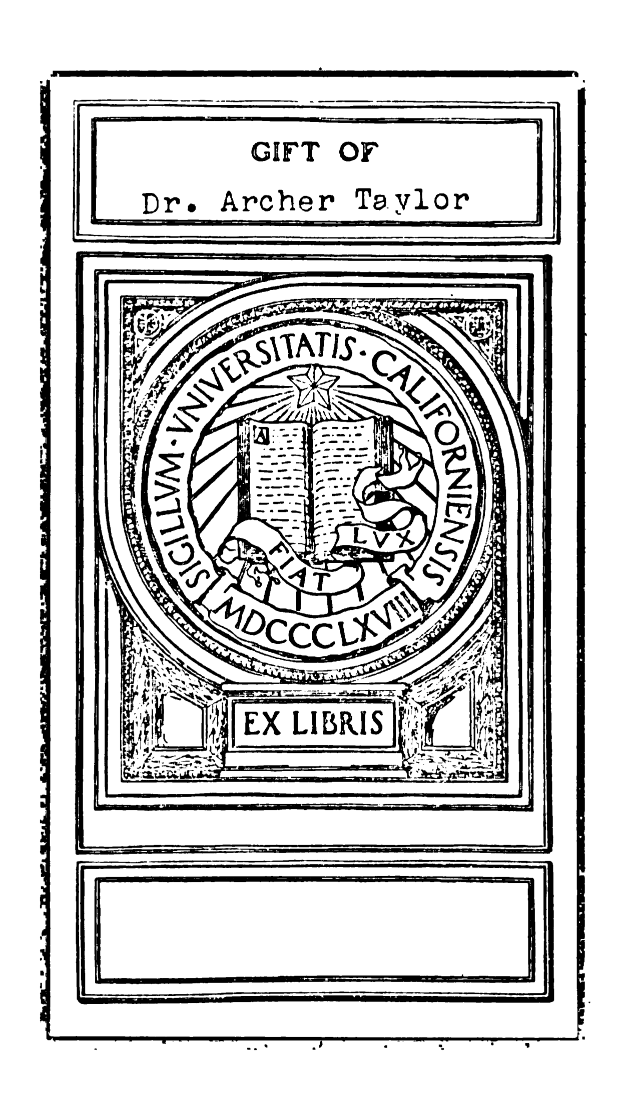
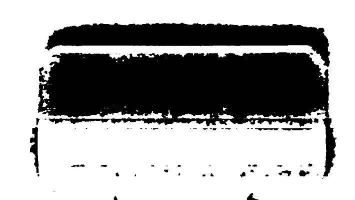

UC-NRLF
$B 99 193


GIFT OF
Dr. Archer Taylor
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Georg Hermann

Aus guter alter Zeit



Vita

Deutsches Verlagshaus – Berlin-Chbg.



To Uncle-Cousin Louis alias the "Prophet"
from his loving
Polly. 1912



Leuchtende
Stunden



Kunstblatt zu Georg Hermann, Aus guter alter Zeit

Villingen in Baden

AUS GUTER ALTER ZEIT

VON

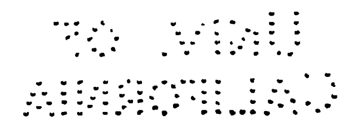
GEORG HERMANN

MIT 106 ABBILDUNGEN UND EINEM FARBIGEN KUNSTBLATT. UNTER MITWIRKUNG NAMHAFTER KUNSTPHOTOGRAPHEN HERAUSGEGEBEN VON

FRANZ GOERKE
DIREKTOR DER URANIA
IN BERLIN



VITA DEUTSCHES VERLAGSHAUS, BERLIN-CH.



Druck von Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W.

„Aus guter alter Zeit“ heißt dieser Band der „Reihe schöner Bücher“. Mit Recht mag man starke Zweifel hegen, ob es eine gute alte Zeit gegeben hat. Daß sie aber uns, den Nachkommen, vieles Gute hinterlassen, daß sie viel Schönes und Unvergängliches gerade in ihren Bau- und Kunstdenkmälern geschaffen hat, zeigt sich uns auf Schritt und Tritt. All' diese Denkmäler sprechen in einer eindringlichen Sprache zu uns als Zeugen hochentwickelter Kulturen, ebenso eindringlich aber mahnen sie uns auch, dieses Gute unserer Vorfahren zu ehren, zu schützen und zu pflegen.

Das Gute aus alter Zeit soll in diesem Buche zu neuem Leben erwachen und seine Schönheiten dem verständnisvollen Beschauer offenbaren.

FRANZ GOERKE.

Als persönliche Förderer dieses Unternehmens erwiesen sich die umstehend genannten Mitarbeiter, denen hiermit des Herausgebers und des Verlages besonderer Dank gezollt sei. Dieser Dank gilt auch der Bibliotheksverwaltung des Kunstgewerbe-Museums in Berlin, die die reichen Schätze ihrer Bildersammlung in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte.

Mitarbeiter:

Prof. Bodo Ebhardt, Grunewald bei Berlin, 47, 82, 90 unten, 109 und die Ansicht von Straßburg i. E. auf dem Titelblatt.

Susanne Homann, Werkstätte für moderne Lichtbildkunst, Darmstadt, 12, 13, 29, 43, 58 unten links, 76, 79, 84, 86 unten, 87 unten, 88, 92 oben, 101, 111 oben.

Wilh. Kratt, Karlsruhe, 105 oben.

Heinrich Lieck, Berlin, 81, 93, 103, 107.

Fr. August Nagel, Architekt, Nürnberg, 96 unten (aus dem Werke „Die fünfhundertjährige Gartenstadt St. Johannis bei Nürnberg", erschienen bei Georg Müller, München).

Rheinischer Verein für Denkmalspflege und Heimatschutz, 7, 30, 99.

Rob. Scholz, Görlitz, 9, 111 unten.

Prof. Schultze - Naumburg, Saaleck, 8, 14, 75 oben links, 90 oben, 95 unten, 110, 112.

Prof. Dr. Schwahn, Berlin, 94.

Albert Schwartz, Berlin, 31 oben, 41 oben.

Dr. Franz Stoedtner, Berlin, 41 unten, 48, 64, 108.

H. von Seggern, Hamburg, 77 unten, 78.

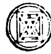
Verschönerungsverein, Boppard, 98 unten.

Die Zahlen hinter den Namen geben die Seitenzahlen der Bilder an. Die Bilder Seite 10, 16, 32, 45, 46, 47 rechts, 57, 58 oben und rechts, 59, 60, 63, 74, 75 unten, 77 oben, 80, 83, 92 unten, 95 oben, 98 oben, 100 unten links, 104 sind Arbeiten des Herausgebers. — Das Initial Seite 17 zeichnete Ottomar Starke in Mannheim. Umschlag und Ausstattung des Werkes sind nach Entwürfen und Zeichnungen von Julius Klinger in Berlin hergestellt. Das farbige Kunstblatt entstammt dem Werk „Der Schwarzwald in Farbenphotographien" (Verlag C. A. Wagner in Freiburg i. B.).

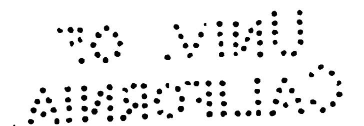
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

(Goethe)

Wernerkapelle



Boppard a. Rhein



Schloßgarten  Sanssouci bei Potsdam



Rathaustreppe Görlitz

Sternwarte im Schloßpark  **Remplin (Mecklenburg)**



Halle im Schlosse **Brühl am Rhein**

Treppe im Metzgerhöfchen. Tuchgaden  **Frankfurt a. M.**

Haustür des Prellschen Hauses



Bamberg

Frauengasse



Danzig

Am Sack Nr. 25 (Fassade mit Holzschnitzerei)  **Braunschweig**

Kloster-Ruine **Stubben an der Mosel**





V or wenigen Jahren ging einmal eine Notiz durch die Presse: Irgendein wohlhabender und kunstliebender Franzose hatte mit seinem Automobil eine Rundfahrt durch Deutschland gemacht und schrieb nun über seine Eindrücke in einem großen Pariser Blatt. Und am meisten wunderte er sich darüber, daß er auf seiner Reise eine Unsumme kleiner und mittlerer alter Städte und Städtchen gesehen hätte, die voll wären von den liebenswürdigsten Dingen der Kunst, überreich an feinsten architektonischen Reizen, und die eigentlich kein Mensch in Deutschland — geschweige denn irgend jemand im Auslande — kennt. Wären diese Dinge in Frankreich, das ihnen nichts Ähnliches gegenüberzustellen hat, — schloß er — sie wären längst der Wallfahrtsort aller Gebildeten und Kunstfreunde geworden.

Ohne Zweifel hat dieser Mann aus dem Franzosenlande die Wahrheit gesagt, und er hat, so erfreulich die Tatsache dieses Reichtums auch für uns ist, doch zugleich in der Beurteilung der Art, wie wir diesen Reichtum behandeln, den Finger auf eine wunde Stelle gelegt. Gewiß, Deutschland ist überreich an erfreulichen Dingen, an Schönheiten alter Architektur, an liebenswürdigen Stadtbildern — kurz an alledem, was eine reiche und kunstfreudige Kultur von ehemals widerspiegelt. Ja, ich hatte oft das Gefühl, wenn ich durch Deutschland reiste, als ob das moderne Deutschland mit seinen neuen Großstädten, seinen Eisenbahnen, seinen Fabriken, seinen Anlagen, seinen sanitären Errungen-

schaften, — als ob das doch nur eine Epidermis wäre, eine Oberfläche; und überall, wo man näher zusieht, da liegt das Alte darunter, liegen die Schichten früherer Jahrhunderte ganz und unberührt noch da. Nur ein Schritt von der großen Heerstraße — und die alten Zeiten, in denen ein kunstfreudigeres Geschlecht als das heutige lebte und schaffte, stehen vor uns auf. Und nirgends ist das Alte uniform. Überall, in jedem Landstrich, jede zehn, zwanzig Meilen voneinander hat es einen völlig andern Charakter. Es ist ein Reichtum, eine Fülle, daß man aus dem Staunen nicht herauskommt.

Und wenn wir an die politische Entwicklung Deutschlands denken, so wird uns das nicht wundernehmen: Deutschland hat nie wie Frankreich eine Zentralsonne gehabt, ist nie ein großes, geeinigtes Land gewesen, hat nie eine Stadt, einen Hof gehabt, die den ganzen Geschmack des Reiches bis in den fernsten Winkel bestimmten. Immer ist Deutschland ein Land von Eigenbrödlern gewesen. Jede Stadt war eine Welt für sich. In unzählige Höfe, in unzählige Fürstentümer war es geteilt. Die Bauern jeder Provinz sprachen ihre eigne Sprache, die der Nachbar kaum verstand. Die Ritter saßen einst auf ihren Burgen, einsam wie die Dachse in ihren Bauen. Die einzelnen Städte hatten durch Jahrhunderte volle Unabhängigkeit, und später, wie die Unabhängigkeit der Städte gebrochen war, da war ihr Charakter schon bestimmt, und er blieb es vielfach bis zum heutigen Tage. Und nun kam eine Unzahl kleiner Höfe in Flor, die vielleicht auf ihre Art Versailles imitierten, die aber doch bei dieser Nachahmung — ohne es zu wollen — etwas durchaus Eignes schufen. Der Norden war dabei immer feind dem Süden, der Osten feind dem Westen; die Hansakultur schloß sich ebenso bewußt von allen Einflüssen der Landseite ab, wie die Rheinlinie Deutschlands nach Frankreich hin tangierte. Der Süden blieb — selbst bis nach Nürnberg — italienischen Einflüssen nicht unzugänglich. Aber alles wurde polarisiert, verschmolzen durch die starke und seltsame Eigenkraft der Rassen. Was Deutschlands Unglück war durch Jahrhunderte — seine tiefe politische Zerrissenheit — das ist für die Entwicklung der deutschen Architektur, des deutschen Städtebildes ein Glück gewesen. Und gerade die vielspältige Verschiedenheit der Rassen, die Summe von kleinen Zentren, die sich noch bis heute erhalten hat, ist eine Garantie für die Vollkraft der deutschen Kunst und ist eine Hoffnung für die Zukunft, — ebenso wie ein Baum sicherer steht, wenn er mit vielen starken Wurzeln sich im Erdreich verankert hat, denn ein anderer, der nur eine einzige Wurzel hinabtreibt.

Daß der französische Kunstfreund, von dem wir eingangs sprachen, diese Tatsachen anerkennt, ist ja sehr löblich und sehr erfreulich für uns. Aber es ist doch beschämend, daß wir seinen Vorwürfen — den Deutschen wären diese Dinge selber unbekannt — eigentlich nur Ausflüchte und Entschuldigungen entgegensetzen können. Ja — es ist wirklich wahr: die Deutschen, die sehr gut in Italien, in Spanien und in Frankreich Bescheid

wissen, kennen ihr eignes Land meist sehr ungenügend, und vielfach ist auch ihr Sinn, die feineren Reize einer bürgerlichen Kultur zu empfinden, außerordentlich unausgebildet. Im allgemeinen haben wir noch das Gefühl, daß man nur reist, um Sehenswürdigkeiten in sich aufzunehmen, das heißt: Monstrositäten zu bewundern; Dinge, die man nicht an anderer Stelle sieht, kennen zu lernen. Wir wollen durch Schlösser gehetzt werden, um vor einem Tische mit einer Malachitplatte, von dem uns der Kastellan versichert, daß ein Amerikaner hunderttausend Mark für ihn geboten hätte, Mund und Nase aufzusperren. Wir wollen mit dem Baedeker in der Hand durch Kirchen und Galerien laufen — kurz, wir wollen eine Reise als den Besuch eines Panoptikums betrachten und uns mit Dingen befassen, die uns eigentlich gar nichts angehen. Allem andern wollen wir vertrauen, nur nicht unsern Augen und unserm guten Stern, daß er uns dorthin führen wird, wo wir das finden, was uns behagt, was uns etwas gibt und sagt, und an dem wir unsern Geschmack und unsere Anschauung bilden können.

Vergessen wir doch das eine nicht: wir sind heute weder Fürsten, noch Ritter, noch Prälaten; leben nicht mehr auf Burgen und in Schlössern, in Kirchen und Klöstern, sondern wir sind Kinder einer bürgerlichen Kultur, mit bürgerlichen Wünschen, lieben das Einfach-Geschmackvolle und freuen uns mehr an bescheiden-reizvollen Schönheiten, die wir mit unserm Leben in Einklang bringen können, als an Dingen, die da prunken und uns verwirren. Unsere Reisen sollten deshalb nicht einzig Wanderungen durch Museen gleichen, in denen nie die besten und geschmackvollsten, sondern immer nur die reichsten und prunkendsten Stücke nebeneinander aufgestellt sind. Dabei wird zum Schluß unser Kopf nur wirr und unser Herz nur unbefriedigt sein. — Sondern wir sollten ausgehen, um das zu suchen, was uns fehlt: die bescheidene Anmut und den erlesenen Sinn in sich gefestigter Zeiten und feiner, vergangener bürgerlicher Kulturen. Erst wenn wir die Kunst in jeder Form von dem Museum und dem Museumsbetrieb in jeder Form befreit haben, dann wird sie einen Vorteil für unser Leben bieten. Solange aber wird sie dem einzelnen und den Massen fremd bleiben.

Und daran mitzuarbeiten, diesen Vorteil zu erringen, das soll der Zweck der Einführungszeilen, der Zweck dieses ganzen Buches sein, dieses Buches, das ja nicht für eine kleine Oberschicht bestimmt ist, sondern das seinen Weg in die breiten Massen des Volkes suchen wird, und dessen Hauptaufgabe es eben ist, nicht zu belehren, — denn jedes Lehren ist immer nüchtern — sondern zur Genußfreudigkeit zu erziehen.

Und so will ich auch alles kunsthistorische Rüstzeug beiseite lassen, nicht mit Zahlen und Namen aufwarten, sondern einfach den Blick auf schöne und angenehme Dinge lenken, plaudern aus der Summe von Erinnerungen heraus, so mir aus einer Anzahl von Reisen geblieben sind, die mich nach Süden und Norden, nach Osten und Westen von Deutsch-

land geführt haben. Ich will wahllos und wie es mir in die Feder kommt, darauflos erzählen, und vielleicht wird zum Schluß doch so etwas wie ein gewisses System drin sein, und vielleicht wird zum Schluß doch der oder jener angeregt werden, mit eignen Augen zu sehen und das Schöne zu suchen.

Landschaft, Bodenformation und Klima bestimmen stets den Charakter der Architektur von Dorf und Stadt, von Burg, Kirche und Schloß. Denn echte Architektur ist ja nicht etwas Gebautes, sondern etwas Gewachsenes; man kann sie sich nicht anders und nicht an anderer Stelle vorstellen. Und wenn wir uns einmal die beiden Gegensätze von Norden und Süden, von Ebene und Küste, Gebirge und Hügelland recht vergegenwärtigen, so verstehen wir vieles in dem Wesen der Bauten und der baulichen Anlagen, in dessen Geist wir sonst nicht eindringen würden.

Jenseits des Thüringer Waldes beginnt wohl — wenn auch nicht im Wortsinne — das südliche Deutschland. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß z. B. schon in Würzburg das Sonnenlicht mehr Silber zu enthalten scheint, während bei uns das Gold in ihm vorherrscht — gerade als ob es sich des Unterschiedes zwischen dem farbigen Ziegelbau, der eine Goldtönung braucht, um zur Wirkung zu kommen, und dem grauen, silbrigen Stein- oder Putzbau, der im weißen Licht am reinsten wirkt, bewußt wäre. Alles, was wir da unten im Süden sehen, scheint klarer in der Zeichnung. Eine Tanne steht dort scharf konturiert gegen den blauen Himmel, während bei uns die Laubmassen der Wälder, vor allem der Buchenwälder der Küste, mehr wie mit dem breiten Pinsel hingewischt sind. Die scharfbetonte, konturierende Zeichnung eines Thoma, der sein Schwarzwaldhaus eigentlich nur in harten Umrissen hinmalt, die er mit Silber tönt; oder die tonschönen Bilder eines Schönleber, der das wundervolle Geschachtel der Dächer eines badensischen Städtchens in klaren, zarten, metallischen Tönen vor uns aufbaut .... beide erscheinen unserm an norddeutsche Lichtverhältnisse gewöhnten Auge unwahrscheinlich. Und doch wirken die Erinnerungen daran wie Offenbarungen, wenn wir erst nach dem Süden kommen. Und während bei uns in der Ebene die Blicke weiter

sind, scheinen sie im hügligen, bergigen Süden doch mehr zu umfassen. Denn bei uns schieben sich Felder und Wälder, Flecken und Dörfer hintereinander, rücken eng zusammen bis zum Horizont; und dort bauen sich meist die Bilder amphitheatralisch auf; kaum eines verdeckt das andere; jedes ist mit Bedacht an den rechten Platz gestellt.

Nun ja, die Himmelskuppel, der Luftraum ist bei uns gewaltiger — und das macht sich auch in der größeren Massigkeit der Architektur geltend — aber er läßt eigentlich nichts zu raten übrig. Mit dem Horizont endet bei uns die Welt. Das geheimnisvolle Jenseits, das jeden Berg zum Rätsel macht, fehlt im Norden. Wir haben nie den Gedanken, was dort drüben nur sein mag. Aus der Erde scheinen bei uns die Wolken aufzusteigen und zu uns herüberzuziehen. Dort jedoch kommen sie plötzlich über den Rand eines Berges gekrochen — weiß Gott, woher. Die bergigen und hügligen Formationen, die Geländewellen, geben auch in den Städten, die vielfach, wie z. B. Rothenburg, auf den Kuppen von Hügeln liegen, eine Summe reizvoller Perspektiven, die mehr bieten als die Fernblicke des Nordens. Und Fernblicke sind es auch nicht, die unser Auge im Süden anziehen, sondern eher die Linien einer zum Fluß abfallenden Wiese, oder die Sicht hinab in einen Bauernhof, der schmal und klein zwischen den ihn eng umschließenden Gebäuden liegt. Es sind die flachen Sättel der roten Ziegeldächer, auf die man niederschaut, die steigenden Kronen der Tannen und die feinen Linien der Buschketten an den schmalen, zu Tale strebenden Wiesengräben, was uns am Süden reizt. In den Gemälden winkliger Städte eines Schwindt sprach es sich aus, wo Waldberge über die Giebel der Häuser hinunter in schmale Gassen schauen.

Dieselbe Welt ist das ja auch, die in den Prosaschriften und Versen eines Eichendorff lebt, und sie hat ebenso noch vor kurzem eine schöne künstlerische Auferstehung gefeiert bei einer Reihe feiner süddeutscher Erzähler wie Strauß, Hesse, Schaffner und Wilhelm Weigand.

Aber die Seele der Landschaft ist es nicht allein und nicht direkt, die die Architektur schafft, sondern sie beeinflußt auch die Temperamente, macht den Süden beweglicher, fröhlicher, üppiger, leichter und kunstfreudiger als den Norden, der vielleicht bei aller Schwerfälligkeit weniger spielerisch ist und mehr zielbewußt. Mit einem Wort: im Süden herrscht in der Architektur das Malerische, im Norden das Großzügige und Konstruktive vor.

Man muß sich einmal der wundervollen Üppigkeit des Frühlings unten in jenen Weinländern erinnern, um das Wesen und die Seele süddeutscher Architektur ganz zu begreifen. Ich denke da so an die Wiesen im Neckartal. Ich habe sie mir oft betrachtet,

wenn ich an den Vormittagen oben über Neckargmünd auf dem Kimmelbacher Hof saß und meine Blicke zum Fluß hinüberliefen, an den Hängen hoch, hinaus bis zu der fernen Bekrönung des Dielsbergs, der die reizende, zackige Silhouette eines alten Städtchens hoch oben auf seinem Haupt trägt. Dann mußte ja mein Blick immer erst über diese grünen, perlbestickten, saphirbesetzten Seidendecken der Wiesen streifen. Bei uns stehen die Obstbäume mit der Sohle im Grünen; dort bis zu den Knien, ja manche sind sogar bis zu den Hüften eingesunken, scheinen in den grünen Fluten zu waten. Von breiten Salbeibüschen leuchtet es tiefblau, und die Sterne der Margariten scharen sich zu dichten Rotten; Blumen, die sich bei uns in verschwiegene Kiefernwälder verstecken, in kleine, scheue Fleckchen zusammenducken, hat hier eine freigiebige Hand zu Tausenden über das Land geworfen. Und zu all der Üppigkeit kommen noch später die traubenschweren Kaskaden des Weins an den Hängen.

Und welch ein Unterschied in den Abenden! Unsere Abende, unsere letzten Wolkengrüße sind grandioser, prächtiger, farbiger; man kann im Herbst über den Wasserflächen des Wannsees Sonnenuntergänge sehen, die an Norwegen gemahnen. Die Farbenpracht eines Leistikow wird man im Süden nicht finden, aber die milde, sehnsüchtige Weichheit eines Steinhausen, eines Thoma will uns dort nicht lassen. Die Wälder verschleiern sich, der Mond rückt langsam über den Berg und breitet ein helles Spitzentuch über die Wipfel der Tannen. Von dem Wald bei uns im Norden gilt das Wort des Wandsbecker Boten, des Mathias Claudius:

„Der Wald liegt schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar."

Von dem süddeutschen Wald aber, da gelten die prachtvollen Verse Mörikes:

„Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage."

Wirklich, der Wald schweigt dort nicht; er sendet leise, geheimnisvolle Geräusche in die Nacht. Irgendwo regt sich ein Wind, der zwischen den Bergen geschlafen, durch-

streift wie ein nächtliches Tier die Hänge und macht weithin das Laub erschauern. Von einem Steinbruch drüben, der den Tag über Sonne getrunken, fliegt auf einmal ein heißer Hauch zu dir herüber. Wenn bei uns die Welt des Nachts schläft, stumpf und versunken, so glaubt man sie in Süddeutschland träumen zu sehen. Bei uns grüßen uns im Sommer die hellen Nächte des Nordens, sendet uns gleichsam die Mitternachtssonne ihren letzten Lichtschimmer herab; — dort in Süddeutschland aber spürt man an den langen, milden Abenden, die man draußen im Freien verträumt, etwas von einem leisen, sehnsüchtigen Gruß, den uns Italien über die Alpen schickt. Endlich ist eben dort in Land und Volk noch der alte römische Geist lebendig. Und das spricht sich dann auch allenthalben im architektonischen Bild aus, in Lust und Laune, in der größeren Freudigkeit und Beweglichkeit der Formen.

Im ganzen Norden sind es dagegen fast stets Wasserflächen, die beim architektonischen Bild mitsprechen; ob es nun Flußläufe sind, Seen, Teiche oder die zahlreichen Kanäle und Grachte, die die Hansestädte durchziehen. Potsdam ist eigentlich so gut eine Wasserstadt wie Breslau; Dresden so gut wie Hamburg — von Lübeck, Danzig, Königsberg zu schweigen. Das ganze architektonische Bild in seiner großen Geschlossenheit der Formen richtet sich im Norden fast stets nach dem Wasser. Die schönsten Ansichten sind immer über Wasserflächen fort. Das ist eine Dominante, die der Süden nicht kennt.

Dafür ist aber die süddeutsche Kunst in ganz anderer Weise von dem Wesen des deutschen Waldes beeinflußt worden, als die norddeutsche. Die weiten Buchenhallen kann man wegen ihrer dicken Stämme und breiten Bogenstellung mit romanischen Klostergängen vergleichen, und die Tannenforste daneben — wohlbemerkt: Tannen und Fichten, nicht die Kiefern des Nordens, — deren schlanke, ragende Säulen enger beieinander stehen, in Spitzen auslaufen, höher, himmelstrebender, gleichsam mathematischer sind, erinnern sie nicht an die Pfeiler eines gotischen Domes?! Das südliche Seitenschiff des Straßburger Münsters und ein Blick in einen Tannenschlag der Vogesen scheint den gleichen Raumgedanken zu verkörpern. Ebenso wie der braune, glatte Boden uns an Kirchengänge erinnert. Und wenn die schrägen Sonnenstrahlen ihre prächtigen goldenen Kreise und Rhomben darauf werfen, so scheinen die bunten Glasfenster ihre Muster über den Weg zu streuen.

Eine andere Ähnlichkeit überrascht uns aber dort, wo der Wald an den Hängen emporklettert und Spitzen, Schroffen und rote Blöcke aus ihm herausragen; breite Flecken niederen Grüns auf dichten Moosgrund in ihn eingewebt sind, wo betaute Farne, Immergrün, Gaisblatt sich drängen und Himbeerstauden im dichten Gewirr stehen: da tauchen all die wundersamen, üppigen, kleinen Heimlichkeiten auf, die uns in den Bildern und

Blättern eines Altdorfer, eines Cranach und Dürer bezaubern; eigentlich nichts Großes, eher etwas Spielerisches, Krauses, Altmodisches; die Freude am Schnörkel und am Detail. Liebenswürdig und traulich, — eine geheimnisreiche Märchenwelt.

Und genau das gleiche lebt in der Architektur des Südens; ob es nun Renaissance oder Barock ist, ja selbst bis in das preziöse Rokoko und in das steife Empire und in das gemütliche Biedermeier hat sich etwas davon hineingerettet. Und ob es nun ein Haus oder ein Möbelstück ist, ein untrügliches Gefühl verrät uns schon beim Photo, ob es Süden oder Norden ist, wo sein Urbild steht.



Erker — Schloß Mansfeld





Teil der Fassade des Knochenhauer-Amtshauses in Hildesheim (Oben)

Ansicht des Knochenhauer-Amtshauses erb. 1529 (Unten)



Altertümliche Holzhäuser  Hildesheim

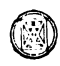


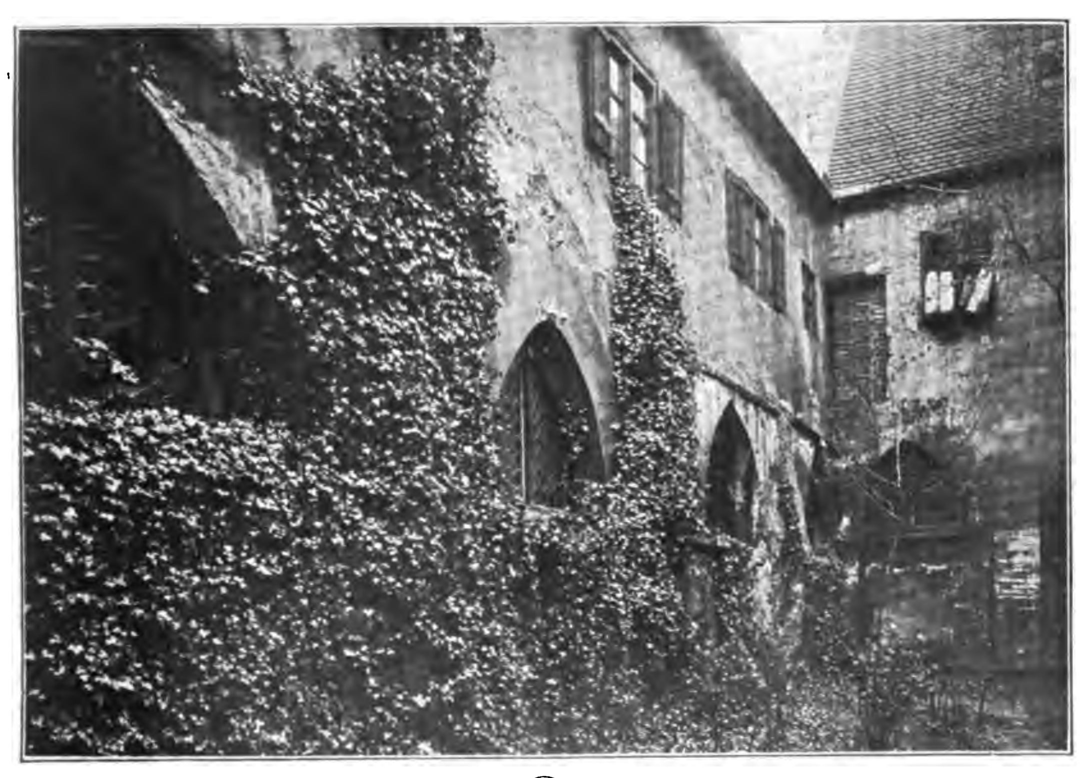
Deckenausschmückung  Schloß Benrath bei Düsseldorf



„Englisches Haus“ (Ende des 16. Jahrhunderts) Danzig



Gerbergasse  Nördlingen



Alter Klosterhof St. Anna  Augsburg



Burghof — **Schloß Schöneck**



Aufgang zu einem Wohnhaus in Lüneburg



Haus am Wollmarkt Braunschweig



Schloß Füssen

ie oft bin ich so nach Süden gefahren! Wenn ich jetzt daran zurückdenke, so schieben sich die einzelnen Jahre ineinander, gleich den Schichtungen eines Sandberges. Von Würzburg bin ich oft ausgegangen, dann den Main hinauf, über Ochsenfurth, über Markbreit durch das fränkische Land, hinauf nach Rothenburg, und von Rothenburg weiter, das Taubertal hinab über Creglingen, Weikersheim, Mergentheim, Tauberbischofsheim, Brombach nach dem köstlichen Wertheim mit seiner alten roten Sandsteinruine über dem engen Geschachtel der Stadt, mit seinen Kastaniengängen am Main, seinen engbrüstigen Häusern, seinen alten Brunnen und seinen wundervollen Grabdenkmälern, die die Hälfte des braunroten Doms mit ihren hohen reichen barocken — das heißt nicht dem Stil nach barocken — Marmorbauten füllen. Der Main zieht breit und lehmig vorüber, verschwindet hinter Felshängen in einer Biegung. Drüben steht die Silhouette einer Stadt und einer Kirche gegen einen goldenen Himmel, und unter den rotblühenden Kastanien am Ufer gehen in der weichen Dämmerung Mädchen und Burschen, und die halbe Nacht hört man sie singen und schwätzen.

Ja, und dann denke ich an den Neckar mit seinen alten kleinen Nestern, mit dem Geschachtel der Bauten, die in Wimpfen auf der Höhe übereinander steigen, und an den Lindenplatz, den man durchschreitet, bevor man unten in „Wimpfen im Tal" zu dem alten Dom gelangt, in dessen Kreuzgang die Vögel noch heute zwitschern, die gleichen, deren Nester, Eltern und Jungen dort im Stein vor vielen hundert Jahren in die Säulenkapitäle gemeißelt wurden.

Gewiß, ich bin auch öfter ins Elsaß gekommen, nach Straßburg — vor allem nach Colmar mit seinen unsagbar schönen Gemälden von Grünewald. Aber wenn ich an den Süden denke, so ist es doch für mich immer der Neckar, der Main, die Tauber; Baden und Franken mit ihrer klaren Luft und ihrer wundervollen alten deutschen Kultur, das vor meinem inneren Auge aufleuchtet, und es sind Rothenburg, Würzburg und Bamberg, denen meine ganze Liebe gilt. Rothenburg, die Stadt der Renaissance; Würzburg, die Stadt des Rokoko; Bamberg, die Stadt der frühen Kunst, der frühen Plastik und des schweren, reichen, vollen Barock.

Als ich das letztemal nach Würzburg kam, war Fronleichnam, und die ganze Stadt flatterte von bunten Fahnen. Von überall her aus dem Maintal waren die Bauern und Bäuerinnen in den alten farbigen Trachten hereingekommen. Viele unter ihnen mit purpurroten Röcken und über und über gestickten Miedern; ganz mit

altem, reichem Silberschmuck behangen. Alle Muttergottesbilder waren mit Blumen geschmückt, und

„In Würzburg an jedem Haus
Schaut ein Muttergottesbild heraus".

Girlanden waren über die Straßen gezogen, und große, alte Barockgemälde an den Fassaden befestigt, und Teppiche aus den Fenstern gehängt. Es war ein Bild von einer Buntheit, wie es der Norden nirgends kennt.

Wenige Stunden Fahrt hatten mich in eine andere Welt gebracht. Es wehte eine andere Luft hier. Man fühlte: hier wird Wein getrunken seit Hunderten von Jahren; alles ist lebhaft und leicht, erregt und freudig. Und man fühlte: hier hat die Kirche eine Macht, und zwar eine rein weltliche Macht, die sich daran freut, Prunk zu lieben und Feste zu feiern. Noch lebt hier etwas von dem Geist jener alten Herren, der Schönborns, der Huttens und der Seinsheims, die vom Meister Balthasar Neumann sich das schönste, lustigste, bunteste, kostbarste, reichste und prunkendste Rokoko-Schloß bauen ließen, das Deutschland hat; mitten hineinbauen ließen in einen köstlichen Garten voll Fontänen und Steinfiguren, Rampen und lauschigen Laubengängen; die es abschließen ließen, ihr lustiges Schloß, von der profanen Welt durch ein Eisengitter, das alle Starrheit des schwarzen Eisens in einem Gewirr großer Blumen und Ranken auflöst.

Innen aber haben diese Herren sich das Schloß ausmalen lassen von dem leichtsinnigsten und genialsten Italiener, den sie sich aus dem Karneval des sterbenden Venedig herausgeholt hatten, von Giovanni Tiepolo. Im bunten Schiller, wie mit dem Schmelz von Schmetterlingsflügeln, hat er die Wände und Decken überzogen. Alles, was ihm groß und malerisch dekorativ erschien, hat er dort oben in kühnem Gruppenbau über den Grund eines blauen Himmels, durch den weiße Wolken segeln, verstreut: kläffende Rüden, leuchtende Uniformen, braune Beduinen, fliegende Fahnen, exotisches Getier und blühende Weiber, überall die Leiber blühender Frauen! Und ein tausendfaches Geschwirr dazu von Putten, kleinen pausbäckigen Amoretten, die wie Seifenblasen leicht entschweben. Wahrlich, dieses Schloß ist der Ausdruck eines Geistes, der im Norden nicht zu denken ist, keine Lebensmöglichkeiten gefunden hätte. Sanssouci ist dagegen nur die mürrische Einsiedelei eines feinsinnigen, philosophierenden Junggesellen. Andere Schlösser kleiner Fürsten sind entweder provisorisch oder protzig. Hier aber ist eine vollreife Sinnlichkeit und eine bis zum äußersten gesteigerte Kunstfreudigkeit. Gewiß mögen diese geistlichen Fürsten, wie mit ihnen das ganze 18. Jahrhundert, recht weltlich gesinnt gewesen sein . . . endlich waren sie doch die letzten großzügigen Mäcene der Kunst,

und das Erbe, das sie hinterlassen haben, ist gerade in Würzburg so lebensvoll, daß wir diese hohen, schönen Treppen, diese langen Zimmerfluchten, die Heimbuchengänge und die figurenbesetzten Rampen des Gartens nicht durchstreifen können, ohne sie uns belebt vorzustellen von den Menschen von einst.

Wir sehen Damen in Reifröcken und Kavaliere. Die langen Zimmerfluchten sind von bunten, seidengekleideten Dienern und Hofchargen belebt und abendlich durchtobt von einer wilden Fröhlichkeit. Vergoldete Sänften stehen auf den Vorhöfen; Jagdzüge schwinden mit Gekläff und dem bunten Blitzen der Waffen in der Ferne. An den Wachthäusern sitzen noch heute für uns betreßte, blaugekleidete Soldaten, grau gepudert das Haar und den langen starren Zopf den Rücken hinunter; rauchen, spielen, schäkern mit vorbeigehenden Mädchen und markieren mit wilden Schnauzbärten eine grimmige Soldateska.

Gleichsam als lustige Bekrönung von ganz Würzburg ragt oben über der Ludwigsterrasse, am andern Ufer des Mains, in Nachbarschaft der Marienveste, die viel Blut und viel Kampf von den Bauernkriegen an bis 1866 sah, ein weißes Kirchlein: das Käppele. Wiederum ist es von der Meisterhand Balthasar Neumanns. Innen ganz und gar voll Buntheit, Gold und Stuck, voll Putten und Schnörkeln; ein augenblendendes Feuerwerk von Geist, Leichtsinn und Laune; mit vergitterten vergoldeten, kleinfenstrigen Logen. Nirgends schwere Pracht, aber das Ganze von einer göttlich leichtsinnigen Heiterkeit. Man meint, daß nach dem Karneval die Masken hier heraufzogen — Pierrots und Kolombinen, Harlekins und Dominos — um sich ein letztes Stelldichein zu geben. Dieses Käppele, die lustige weiße Kirche, innen von Gold leuchtend und von Engelswolken überflogen, die mehr den antiken Liebesgöttern als den christlichen Himmelsbewohnern gleichen . . . . sie ist für mich ein Wahrzeichen für Würzburg, die Stadt des Rokoko.

O, es gibt da noch feine alte Häuser, deren Fassaden über und über von einem leichten, graziösen Stuck überspielt sind, wie das Haus zum Falken am Markt. Es gibt allenthalben alte Hoftore, in deren Mitte ein schwerer Quaderstein zu einer Maske herausmodelliert ist, zu irgendeinem Satyr, einem Faun, einer Faunesse, einem zähneblökenden, grotesken Wesen; genau denselben Masken, wie sie später Böcklin modellierte für den Hof der Kunstschule in Basel.

Und Brunnen gibt es in Würzburg! Nicht Renaissancebrunnen, wie in Nürnberg oder wie wir hier einige bringen aus Wertheim a. d. Tauber, aus Coburg, aus Merseburg und aus dem Rheinland, — sondern lustige Barock- und Rokokobrunnen, in denen gleichsam schon die Porzellanplastik lebt: irgendwelche Neptune mit Netzen oder

Nymphen, die höchst weltlich gesinnt sind; spielende Knaben ... kurz, sehr wenig feierliche, aber sehr sympathische und heitere Dinge.

Und inmitten dem Gewirr enger Gassen stehen schwere, großkupplige Barockkirchen, deren große, feierliche Raumgedanken von italienischen Baumeistern ersonnen wurden. Mit Freuden denke ich des Entlangschlenderns an Sommerabenden unten am Mainkai, wo die Blumen über uralte Gartenmauern sahen und die kleinen Häuschen sich eng und winklig aneinanderdrückten; wo der Lärm von ungezählten spielenden Kindern die Luft erfüllte und die Handwerker mit einem Schöppchen Wein vor den Türen saßen und mit den Nachbarn plauderten, bis die warme Nacht vollends herabsank, die Kinder verschwanden — auch die Großen ihre Schlafstätten aufsuchten und nur noch das laute Singen der Studenten aus entfernten Gassen herüberzog. Es ist wohl nicht Zufall, wenn man an solch einem Abend immer wieder Motive der Meistersinger vor sich hinsummt. Endlich ist es doch nach soundsoviel Jahrhunderten und nach allen erdenklichen Dingen, die das Angesicht der Erde und Deutschlands verändert haben, dort unten genau die gleiche Welt geblieben.

Aber ehe wir die Stadt des Rokoko verlassen, wollen wir noch daran denken, daß sie auch die Stadt des Riemenschneider ist, des großen fränkischen Bildschnitzers des 15. Jahrhunderts. Und seltsam, — stellenweise berührt sich seine wundervolle hieratisch einfache Kunst, die tiefe, ernste deutsche Innigkeit seiner prächtigen Grabsteine, wie jene der Erzbischöfe Rudolf von Scherenberg und Lorenz von Bibra, uralter Herrlein, deren scharfgeschnittene Steinbilder kaum noch warmblütige Menschen, sondern nur Geist und Seele verraten .... berührt sich örtlich mit dem wundervoll sinnlichen Prunk und der überreichen Schmuckfreude des Rokoko-Meisters Balthasar Neumann, der an den Dom seine unvergängliche Schönbornkapelle anbaute. Und seltsam! die tiefste Kraft der Seele und die höchste Freude der Sinne, die hier so eng beieinanderstehen, schließen einander nicht aus; ja, sie scheinen sich zu ergänzen, und eines wie das andere ist geläutert im Spiegelbild einer hohen Kunst.

Ja — und als ob noch einmal gezeigt werden soll, wie Geist, Seele und die sinnliche Welt eng beieinander wohnen, so schauen allmorgendlich von den reizenden gotischen Strebepfeilern der rotbraunen Marienkapelle die steinernen Adam und Eva und das ganze dürre, ernste Geschlecht Riemenschneiders alter gotischer Heiliger, die den bunten, spitzen Bau auf allen Ecken und Kanten schützen, hinab in das reiche, farbige Marktgewühl mit seinen Blumenständen, seinen hohen Weinkörben, seinen roten und blauen Stapeln von Früchten, seinen gelbbraunen Leinenzelten und den farbigen Trachten der Bäuerinnen, die von ringsum aus dem Mainland hereingekommen sind, um ihre Ware abzusetzen. Von allen Marktbildern, die ich in Erinnerung habe — und ich suche

überall im Süden die Märkte auf, in München sogut wie in Bozen und Verona, in Basel wie in Heilbronn — ist mir dieser Markt hier, der sich um den Stock einer uralten, reichen gotischen Kapelle abspielt, stets als einer der reizvollsten in Erinnerung geblieben.

Ist Würzburg die Stadt des südlichen Rokoko, so liegt kaum ein, zwei Stunden Bahnfahrt davon die Stadt der Renaissance: Rothenburg ob der Tauber. Gewiß könnte man neben Würzburg noch eine Reihe anderer Städte nennen, denen das Rokoko mehr oder minder das Gepräge gegeben hat — München z. B. und Ansbach — (das nördliche Rokoko in Potsdam trägt einen andern Charakter) und man könnte auch neben Rothenburg eine Reihe süddeutscher Renaissancestädte nennen: Nürnberg, Dinkelsbühl, Nördlingen und das unerhört vornehme Augsburg — aber in keiner von ihnen scheint sich doch — wenn auch die oder jene prächtigere Bauten enthält oder in Einzelheiten besser den ersten alten Zustand verrät — der Geist der Renaissance so in Reinkultur erhalten zu haben wie in Rothenburg.

Auch Rothenburg erinnere ich mich in Feststimmung gesehen zu haben, und zwar zu einer Jahreszeit, da noch nicht englisch mit amerikanischem Akzent dort in der deutschesten Stadt zur Landessprache erhoben war, wie das gemeiniglich in den Monaten Juli und August zu geschehen pflegt. Es war im Mai und es war Messe in Rothenburg. Nicht einzig, daß alle Städter geputzt und auf den Beinen waren; auch die Bauern der Umgegend waren von weither hereingekommen und drängten sich um die Stände, kauften und feilschten. Aus allen Wirtschaften, in denen es wie in Bienenkörben schwirrte, drang das Stampfen der tanzenden Paare; und Burschen und Mädchen zogen in breiten Ketten, die kleinen Finger ineinandergehakelt, mit schlenkernden Armen die Gassen entlang, kaum miteinander redend, nur leise und glücklich vor sich her summend. Auf den Straßen standen Tische und Stühle, und bis nach Mitternacht klang das klare Singen der Bauersleute, die da mit ihren Frauen oder Bräuten, mit Knechten und Mägden, beim Schoppen Wein saßen. Vor den Schaubuden drängten sich die Kinder

und sahen angstvoll auf das Wachsbild der Kindesmörderin, das als Lockvogel diente, und bewunderten die ebenfalls wächserne Akrobatin, die nun schon den ganzen Tag in der unbequemen Stellung des Kreuzhanges auf ihrem Trapez auf und nieder schwebte. Auf dem ehemaligen Judenfriedhof war sogar ein großer reisender Zirkus. Und während aus dem Riesenzelt das Beifallklatschen dröhnte, saß hinten an der uralten, rostfarbenen Stadtmauer mit ihrem weinroten Schindeldach auf einer umgestürzten Kiste ein Herkules im grünen Trikot und wartete, bis die Reihe an ihn käme.

Herrgott! fragte ich mich: diese Bauern und Bäuerinnen, die da zum Markt kamen — wo kannte ich sie doch her? ihre Gesichter, ihre kleinen, gedrungenen Gestalten, ihren Gang, ihre Bewegungen? Wo hatte ich diese Frauen, deren Antlitz ein weißes Tuch umrahmt, diese Mädchen mit den ernsten, fast herben Zügen schon gesehen? — Richtig: in den Zeichnungen und Stichen des Meisters Albrecht! Das fränkische Bauernvolk — das sind noch ganz und unverändert dieselben Typen, wie sie in den Dürerschen Gemälden, Kupferstichen und Holzschnitten uns entgegentreten, ebenso wie die wundersam klare Luft über dem Ganzen gleichsam die Luft von Kupferstichen und Holzschnitten ist. Und auch wenn ich die Straßen hinabsehe oder wenn ich von der Burg hinunter ins Tal sehe .... wieder sind es Erinnerungen an Dürer, die in mir aufsteigen. Er ist der feinste Schilderer dieser Architekturen, dieser kleinen, geschachtelten Stadtbilder, dieser Flußläufe mit den Wassermühlen und der ganzen herben, schlichten Reize dieser weiten landschaftlichen Blicke.

Denn Rothenburg liegt auf einem Hügel. Noch ganz ist es von der alten Mauer umgeben. Ja, um den ersten frühen Mauerring hat man später, als die Stadt sich vergrößerte, einen zweiten gelegt. Nach drei Seiten ist es für die Stadt unmöglich, über diesen Mauerring hinauszugehen, denn überall fallen die Hänge schräg und steil, wohl 100 m und mehr, zu den silbern blitzenden Windungen der Tauber ab, und nur nach der Seite der Ebene hin wäre eine Vergrößerung möglich. Aber auch sie vollzieht sich in Formen, die das eigentliche Stadtbild nicht tangiert; dieses Stadtbild, das ein lebendiger Traum ist, und das sich so überraschend organisch in die ganze Landschaft hier eingefügt hat. Man weiß wirklich nicht, was schöner ist: die Blicke durch die hochgelegenen Straßen, durch alte Tore, von Wachttürmen, immer in das weite Land hinaus, mit seinen Hochplateaus, seinen Wäldern und Hängen, seiner scharfen klaren Luft und seinen prächtig konturierten einzelnstehenden Bäumen; mit den Weilern und Flecken und den weithin leuchtenden alten Kirchlein . . . oder diese Straßen selbst mit den hohen, alten Patrizierhäusern, mit wundervollen Toren und Höfen, schönen Portalen, prächtigen geschlossenen Plätzen, und vor allem mit jener köstlichen Führung der

Straßenzüge, die das Bergan und Bergab der Hügel ausgleichen. Die berühmte Ecke des Plönlein ist ja eine geradezu mustergültige Lösung eines Straßenbildes bei verschiedenem Niveau der einzelnen Straßenzüge.

Ich erinnere mich eines ganz wundervollen Abends da in Rothenburg. Jemand hatte mich gebeten, ihn zu besuchen, und sein Haus stand an der Stadtmauer, teilweise auf der alten Stadtmauer selbst, und wie ein Schwalbennest klebte da oben ein kleiner Balkon an der Mauer, hoch über dem Taubertal. Unter uns vom Burgplatz hörte man noch Schritte und Plaudern, und die Fliederbüsche dufteten empor. Die Sonne war langsam und widerwillig hinter die Berge gegangen und die Abendwolken verloren allmählich ihre tiefen Farben, kehrten zum milden Grau zurück. Drüben am Hang verschleierten sich dann die Formen; alles wurde stiller und milder. Die Tauber aber, die am Tage geschwiegen, ließ jetzt bis hier herauf ihren murmelnden Singsang vernehmen. Und hie und da blitzte es silbern auf den Windungen des Flüßchens. Im Horizont zog ein Habicht. Eine Weile konnte man ihn verfolgen, dann entschwand er den Blicken. Ein Maikäfer summte wie trunken vorbei — aber gleich darauf war es wieder still, und das Land träumte, und der Fluß lallte im Schlaf. Fern in Dettwang sprang dann ein Licht auf; unten an der Topplermühle mit ihrer charakteristischen Form ein zweites . . . und der Weg am Wasser verschwamm langsam in der Dämmerung. Und dazu lag immer links von uns, gegen einen meergrünen Himmel, diese wundervolle rostbraune Shilhouette der alten Stadt in ihrem zackigen Mauerkranz und mit den scharfen Konturen der Kirchtürme und der alten Giebel der Patrizierhäuser. Wahrlich — ein lebendig gewordener Traum.

Sprechen wir nicht von den Baedekersehenswürdigkeiten Rothenburgs, sondern von den kleinen Freuden, die uns werden, so wir auf und nieder durch die Straßen dieses Städtchens pendeln. Keine Sekunde ist in Rothenburg das Auge unbeschäftigt. Mit jedem neuen Hause, mit jedem Blick auf Dächer und Türme, mit jedem Steg und jeder alten Kabache, die an die Mauer geklebt ist, mit jeder Straßenbiegung und jeder Brunnenkufe ist man vor überraschende und ansprechende Bilder gestellt. Hier findet man ein geschnitztes Haustor, in das man sich verliebt; dort ein altes Eisengitter an einem Treppengeländer oder vor einem Fenster, eine alte kräftige Eisenarbeit in den wundervoll starken Biegungen, die eine sinngerechte Behandlung dem Material zu geben weiß. Wir werden entzückt von den pagodenförmigen spitzen Ziegelhauben auf Türmen, Dächern und Erkern, und unser Auge wird gefangen von dem bunten, ewig wechselnden Spiel der rotbraunen Ziegelschuppen, die mit ihrer scheckigen, verwitterten Schlangenhaut alle Dächer, Mauern und Umgänge des Städtchens überziehen.

An trüben, feuchten Tagen aber fesselt es uns, daß das Jahrhunderte alte Mauerwerk wundersam vergrünt ist, von er köstlichen Patina vergangener Zeiten überzogen.

In alles spielt aber das Grün der kleinen, alten Gärten und die tiefe, schwere Üppigkeit der vollkommen verwachsenen Wälle und Gräben hinein. Der wundervolle Erker des Judentanzhauses wäre an sich vielleicht tot, wenn nicht gleich unter ihm ein riesiger alter Rosenbusch seine grünen Blätter über die Mauer stürzte, seine grünen Blätterfluten, die überall mit den Sternen der gelben, ungefüllten Heckenrosen überspielt sind. Aus den Türmerfenstern leuchten Geranien und Nelken, und die bunte Wildnis der alten Festungsgräben schickt ihr Grün hinauf zu den Sträuchern und Bäumchen, die in den Ritzen des Gemäuers wurzeln.

Gerade das Zusammenspiel des Naturbildes mit dem architektonischen Bild verleiht den Intimitäten Rothenburgs ihre köstlichen Reize. Und all diese Reize sind in beiden Fällen rein malerischer Natur. Man wird immer überrascht in Rothenburg, überrascht durch Erker, überrascht durch ein seltsames Gewinkel zusammenstoßender Dächer; überrascht durch die malerische Anordnung alter Höfe, deren Balkenwerk ganz einfach und doch groß ornamentiert ist; überrascht durch den reichen Wechsel an Formen in den schönen Giebeln der alten Patrizierhäuser, die hier wie riesige Dreiecke und Voluten und dort wie riesige Treppen zum Himmel emporsteigen; während die blanken Augen der Fenster niemals langweilig, niemals symmetrisch, sondern immer geistvoll und kapriziös über die Flächen verstreut sind.

Und fürder ist Rothenburg auch so köstlich reich an hübschen Brunnen, und zwar nicht an jenen kostbaren, künstlerisch hochstehenden Werken, wie wir sie im alten Nürnberg oder in Augsburg finden, wo ein solches Kunstwerk eines berühmten Bronzegießers der Stolz der Stadt war . . . nein, die Brunnen sind meist einfacher und geschaffen von der groben, sinngefälligen Steinmetzkunst des frühen Barock. Weniger sind sie durch ihren Kunstwert bestechend, als daß sie mit unglaublicher Sicherheit an die richtigen Stellen gestellt und daß sie dekorativ von höchster Wirksamkeit sind.

Da ist z. B. so ein Brunnen in einem Winkel des Marktplatzes, von dem aus man gerade einen Blick auf den alten gotischen Teil des Rathauses hat; und ich wüßte im Augenblick kaum etwas, was besser und malerischer zusammenkomponiert wäre, wie dieser Herterichbrunnen, der da in Sicht zu dem alten Prachtbau gestellt wurde, so daß jedes für sich wirkt und doch eines ohne das andere kaum zu denken ist.



Windmühlen  **Mark Brandenburg.**



Bauernhaus  **Gollub (Westpreußen)**



Hof in der Karolinenstraße Nürnberg



Stiegenhaus in der Winklerstraße Nürnberg

Hof des Priesterseminars



Köln a. Rh.



Erker am Schloß  **Merseburg**



Märkischer Friedhof



Wimpfen



Altertümliches Holzhaus Straßburg i. E.



Beilstein an der Mosel

Hochschloß



Marienburg

Und weiter findet man in Rothenburg eine Unmenge alter Wirtshausschilder, mit jenen langen schmiedeeisernen Armen, die, gekrönt von den Emblemen des Gasthauses — vom springenden Pferd oder vom goldenen Löwen, vom weißen Lamm oder vom braunen Bären — weit hinaus in die Gasse reichen und gleichsam den durstigen Wanderer zu sich herwinken. Natürlich gibt man etwas darauf, daß solche Dinge erhalten bleiben. Nicht einzig, weil sie kunstreich sind, — sie unterbrechen ja auch aufs liebenswürdigste den doch meist vertikalen Zug der Straße; sie bilden ebenso wie die Erker ein belebendes Gegengewicht. Sie können nicht übersehen werden. An Schildern aber, die an der Fassade hängen, werden wir, wenn wir die Straße entlang gehen, gleichgültig vorbeilaufen, da das Menschenauge bekanntlich ja geradeaus sieht und nicht, wie das Pferdeauge, rechts und links im Kopf steht. Diese alten Wirtshausschilder winken uns aber im wahrsten Sinne des Wortes zu sich heran, und ich muß bei ihnen immer an die nette Stelle aus der „Alten Burschenherrlichkeit" denken, in der von den Gasthäusern gesagt wird:

„Was winkt ihr mir mit langem Arm?
Macht mir mein durstig Herz nicht warm."

Das Reizende an Rothenburg ist, daß wir überall fühlen, daß hier das Handwerk eine jahrhundertalte künstlerische Tradition hat. Und diese Tradition, sie reicht hier bis ins 19. Jahrhundert hinein. Stammen doch die wundervollen Fenstergitter des alten Staudtschen Hauses in der Herrengasse, wie die Jahreszahl verrät, z. B. aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, und sind viele der reizvollen Türen und Häuschen des äußeren Stadtteils in einem kapriziösen und ein wenig den früheren Zeiten angepaßten Empiregeschmack gehalten. Bis in seine letzte Kulturstufe hinein ist Rothenburg eigentlich eine Renaissancestadt geblieben.

Wenn man sich aber das Leben von einst hier vergegenwärtigt, so hat es sich keineswegs allzu angenehm vollzogen. Der äußeren Schönheit der Fassade ist sicherlich oft die innere Bequemlichkeit der Räume geopfert worden. Die Wohnräume mußten eng sein, denn der Mauergürtel gewährte dem einzelnen Hause keine große Ausdehnung. Aber man ist ja in Süddeutschland nie so sehr auf das Haus angewiesen gewesen, wie in dem nebligen, kalten und feuchten Norden, das infolgedessen im ganz andern Sinne wie in Süddeutschland die Behaglichkeit und Bequemlichkeit der inneren Räume ausbilden konnte. Auch war man im Norden immer mehr auf sich allein gestellt. Das Land war nie so dicht bevölkert wie der Süden, sondern hatte stets große brachliegende Strecken, und die Wege waren schlecht. All das, verbunden aber mit einem rauheren Klima, hat im Norden mehr das Innere des

Hauses ausgebildet, während im Süden sich mehr die dekorative Außenseite der Architektur entwickeln konnte. Hier wollte man das Haus von der Straße aus sehen; im Norden bot die Straße nichts, aber man war darauf angewiesen, im Hause selbst zu leben.

Wenn man einmal ein wenig die Chroniken dieser alten Städte durchblättert, so findet man ein tausendfaches Kämpfen, watet durch ein Meer von Blut, und desto größer ist unser Erstaunen, wenn wir sehen, wie bei soviel äußerer Unsicherheit der Lebensverhältnisse selbst der Ersten, Besten und Reichsten ein solcher Hang nach Schönheit sich geltend machen konnte.

Auf dem Markte, wo jetzt die Bauern zechen, stand einst das Blutgerüst, auf dem für den Bauernkrieg Abrechnung gehalten wurde. Und der rote Lebenssaft soll wie ein Bach von hier aus die steilen Straßen nach rechts und links hinabgeronnen sein. Eine einzige lange Kette von Fehden, von Morden und Hinrichtungen ist so die Geschichte der freien Reichsstadt. Bittere jahrhundertlange Kämpfe der Kaufleute mit dem Adel sind es, wie sie sich in dem alten Trutzlied der fränkischen Reiter, das oft unter den Mauern ertönte, widerspiegeln:

„Kaufleut sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl.
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren Fuchs'nen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben,
Dieselben Kaufleut gut
Um ihren Übermut."

Aber gerade dieses völlige Sichalleinfühlen auf der Welt solch einer alten kleinen freien Reichsstadt machte sie eben zu einem Zentrum der Kunst. Zuerst war noch die Kirche dort mächtig, aber dann wurde es das Bürgertum. Und alles Leben und alle Kunst kristallisierte sich mit einer Reihe alter Geschlechter um den Marktplatz und um das Rathaus. Jeder lebte in der Öffentlichkeit, wie in den kleinen Stadtrepubliken des alten Griechenlands, und jeder wollte seinem Haus eine Gestalt geben, die noch nach Jahrhunderten von ihm zeugen sollte. Die Ummauerungen der Stadt mit Toren, Umgängen und Türmen sollten in Kriegszeiten ein Schutz, in Friedenszeiten eine Zier sein. Und wahrlich, diese künstlerische Aufgabe ist in Rothenburg mustergültig gelöst worden.

Bei alldem aber muß man sich doch das eine vorstellen, daß es hier in Stadt und Bürgertum keineswegs zur Anhäufung großer Vermögen und damit überreichen Prunkes kommen konnte, — wie das z. B. in Nürnberg oder bei den Fugger in Augsburg war, in deren Händen der ganze deutsch-italienische Handel lag. Und gerade daß hier der Magistrat und einzelne Bürger nichts schufen, das über ihre Kräfte ging, sondern in all ihren Aufgaben ihren stolzen und doch einfachen und bürgerlich-bescheidenen Sinn dokumentierten, — das ist das Überraschende an Rothenburg. Jenes falsche, unbürgerliche Protzentum, das ein Haus in allen Teilen dekorativ durchbildet — wie es leider in den Großstädten der heutigen Zeit gang und gäbe ist — kannte der gute alte Geschmack nicht. Die Teile aber, auf die der Blick fiel, die durchgebildet werden sollten — wie das Portal, der Erker, der Giebel oder irgendein geschnitzter Balkenzug — an die wurde auch die feinste und reichste handwerkliche Kunst verwandt. Und so sind wir oft erstaunt, in einem ganz schlichten Haus eine wundervoll geschnitzte Tür mit schönem, altem Türklopfer zu finden oder einen Erker, dessen einzelne Fensterumrahmungen aufs reichste in Holz skulptiert sind. In allen übrigen Teilen des Hauses aber begnügte man sich nur mit einer malerischen und gut abgewogenen Anordnung.

Ehe wir uns wieder nach Norden wenden, wollen wir noch einen Augenblick in einem alten Schloßpark lustwandeln, der dort im Taubertal an den verwitterten Schloßbau der Hohenlohes in Weikersheim stößt. Er ist ganz und gar verwildert und verträumt, mit riesigen hohen, breitblättrigen Kastanien, meterlangem üppigen Gras, Fliederbüschen, die in der Schwere der eignen Blüten ertrinken. Eine steinerne Rampe ist vor dem Schloß vollkommen vergrünt und überwachsen. Und zwischen den Büschen auf der Balustrade stehen kleine, groteske Steinfiguren, wie Kobolde und Gnomen; Hofzwerge mit dicken Köpfen in irgendwelchen lustigen Verrenkungen. In den Bosketts und dem Rasen aber stehen Satyren und Nymphen, — zerschlagen, grau, vermoost; ihre Leiber sind von der Sonne beschienen, und doch zuckt und pocht es in den alten Steingliedern von einem geheimnisvollen sinnlichen Leben. Irgendeine Säulenhalle schließt nach der einen Seite den Park gegen das Land ab. Und da sitzen und stehen übergroße Figuren griechischer Helden

und Könige. Irre ich nicht, Statuen von Alexander und Darius dabei. Alles überwachsen, verwildert und unsagbar reizvoll in der Einsamkeit eines sonnigen Frühlingsnachmittags. Wer dächte da nicht an die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski! Und man fühlt sich selbst, wenn man durch den Park geht und in der sonnigen Stille vor seinem eignen Schritt erschrickt, wie jener Knabe, der da herausschleicht, um die gestürzte Marmorstatue, die mit ihren schönen zerschlagenen Gliedern im Grase liegt, heimlich zu küssen.

Ich glaube nicht, daß eine solche Verträumtheit, die doch wieder eine stark sinnliche Note hat, in den schönen nordischen Parks — mögen sie nun Rheinsberg, oder Sanssouci heißen oder Muskau — in uns Platz greift. Bei allem Deutschtum: hier im Süden sind doch die alten Heidengötter lebendig, die jenseits der Alpen wohnten. Bei uns im Norden aber führen nur ihre leeren und zierlichen Schatten ein zierlich-spukhaftes Menuett auf.

Gewiß hat der Süden andere reiche, wundersame Parks wie Schwetzingen und Nymphenburg; doch die alten, halb verwilderten Gärten von Schleißheim sogar vermochten nicht in mir so stark jene Stimmung zu erwecken, die mir ein üppiger Frühlingsnachmittag im Schloßpark von Weikersheim in die Seele zauberte.

Aber selbst wenn wir von dieser Stimmungskraft alter süddeutscher Gärten absehen, die natürlich alle dem 17. und 18. Jahrhundert angehören — keineswegs früher entstanden sind, denn erst um diese Zeit war die deutsche Kultur so weit verfeinert und verweichlicht, daß sie auf derartige Reize, die aus dem Süden kamen und denen sich die Mediceer auf ihren Landgütern bei Florenz schon gut zwei Jahrhunderte früher hingegeben hatten, einging . . . . selbst wenn wir von dem romantischen Stimmungszauber ganz absehen, so werden wir doch immer wieder von dem feinen Kunstgeschmack, der sich in der Verbindung von Architektur, Plastik und gärtnerischer Anlage ausspricht, gefangen.

Auch das ist etwas, was unserer heutigen Zeit abhanden gekommen ist, und die Köstlichkeit alter Gartenrampen und Treppen mit schönen Voluten und einem langsam steigenden Halbrund, mit breiten, niedrigen Stufen, auf denen man hinaufschreitet, ohne es zu merken, mit gutgeformten Balustern und feingeschwungenen Treppenwangen, — sie ist uns ebenso abhanden gekommen, wie der Stil der dekorativen, für Gärten bestimmten Sandsteinplastik, die heute meist gerade dadurch, daß sie alt, vermorscht und vermoost sind, so wundervoll weich und fleischig geworden sind.

Wenden wir uns einmal langsam dem Norden zu. Machen wir einmal einen Sprung nach den Städten des Harzes, nach Braunschweig, Goslar, den kleinen Nestern wie Grund oder Zellerfeld; und vor allem vergessen wir ja das wundervolle Hildesheim nicht, das durch den Reichtum seiner frühen romanischen Architektur und durch die Größe und Wucht seiner romanischen Bronzeplastik, — der Türen, Taufbecken, Leuchter, Reliquiare wohl mit guten Recht als erste unter den Kunststädten des nördlichen Deutschlands bezeichnet werden muß.

Zuerst einmal das eine in der Architektur: das Holz spricht in diesen einst überaus waldreichen Gegenden in dem Bilde des Hauses, in dem Bilde der Straßen bestimmend mit. Reine Steinbauten sind selten; die Fachwerkteile werden mit verputzten oder unverputzten Ziegeln gefüllt — rote Dachschindeln decken die steilen Dachfirste, und vielfach sind auch die Stirnwände der Häuser gegen die Witterungseinflüsse nach der Wetterseite hin mit Schindeln überzogen. Die Dächer laufen in sehr spitzem Winkel zusammen. Die Leiber der Häuser scheinen dagegen klein; sie selbst gleichen Alräunchen mit riesigen Hauben. Aber diese übergroßen, spitz zulaufenden Dächer waren hier nötig wegen der starken Schneelasten des Winters, denen, so sie liegen blieben, eben doch kein anderes Dach standgehalten hätte. Der Süden mit weniger Schnee braucht diese steile Dachform nicht. Im allgemeinen sind im Norden die frühen Häuser schmalbrüstiger, und sind im Verhältnis zur Breite recht hoch. Und je mehr wir zur Küste kommen, in die Hansestädte hinein, desto schmaler, engbrüstiger und höher werden die Häuser und desto größer und stärker ist das Dachgeschoß, das die Warenspeicher enthielt, ausgebildet.

Das, was uns gerade an den Harzstädten so überaus liebenswürdig erscheint: die vorspringenden Etagen, eine über der andern — ist zuerst sicherlich bei dem überwiegenden Holzbau eine konstruktive Notwendigkeit gewesen. Und ebenso hat es sich als Ornament von selbst gegeben, die Balkenköpfe mit Schnitzereien zu versehen, in wirkliche Köpfe, Masken, Figuren enden zu lassen; wie es sich auch von selbst ergab, die parallel laufenden Balkenzüge des Fachwerks mit fortlaufender Ornamentik in Flachschnitzerei zu versehen. Und da das Material des Holzes keineswegs so beständig ist wie der Stein, — ja auch sich die Höhen und Tiefen der Reliefs nicht so voneinander abheben, so kam eigentlich ganz von allein die farbige Behandlung dieser Häuser hinzu.

Und ein Weiteres fällt uns bei dem ersten Blick auf diese alten Häuser auf: daß die Fassaden von einer Unzahl von Fenstern durchbrochen sind; eigentlich nur aus geschnitzten Kreuz- und Querbalken und Fensterreihen bestehen; während die Häuser des Südens weit weniger Licht in ihre Räume lassen. Das mag daher kommen, daß einmal im Norden die Sonne weniger Kraft hat, zweitens aber die hölzernen Außenwände keine zu starke

Belastung vertragen können und deshalb vielfach durchbrochen sein mußten; drittens auch daher, weil hier die Straßen sehr schmal waren. Und dann waren diese Häuser ja auch meistenteils Kaufhäuser, in denen es viel schriftliche Arbeit zu erledigen gab; während man im ganzen Süden doch mehr das Gefühl hat, daß hier nicht wie im Norden und wie in den Hansestädten Handel getrieben wurde, sondern, daß hier der Reichtum aus dem Gewerbefleiß der Bevölkerung stammt, wie das z. B. in Nürnberg noch heute der Fall ist.

Die Art und Weise, wie die Harzstädte ihre Häuserkomplexe zusammenstellen, wie ihre Gassen sich ineinanderwinden, ergibt ein ganz anderes Städtebild, als wir vom Süden her es gewöhnt sind: alles ist kraus und verschnörkelt, lieb und altmodisch. Aber nirgends begegnen wir dort der künstlerischen Freiheit und Sorglosigkeit des Südens. Überall scheint es, als ob die Seele Wilhelm Raabes diese Architekturen geschaffen hätte. Und mit ihm habe ich auch einmal in Braunschweig darüber geplaudert, und er beklagte sich mir gegenüber, wie unvernünftig die heutige Architektur die alte, interessante und seltsame Tradition durchbräche. „Wenn Sie hier vom Windmühlenberg", sagte er, „herunterschauten, so lag noch vor wenigen Jahrzehnten ganz Braunschweig so rot wie ein Mohnfeld zu Ihren Füßen. Aber heute, da ist es nur noch wie so ein schwarzer aufgebrochener Acker, in dem hie und da ein paar Flecke roter Blumen liegen."

Seltsam! Die schöngeschnitzten Fachwerkhäuser des Harzes, sie haben doch alle etwas spukhaft Nordisches. Nirgends ist der freie, schöne Schwung der Ornamentik, sondern alles ist mehr in das Groteske, Fratzenhafte, Abstruse abgewandelt. Daß darüber das Dekorative nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich. Aber man merkt: hier gibt es für die Menschen lange und harte, bedrückende Winter, und unten gibt es lange und fröhliche Sommer. Immerhin scheint hier das innere Leben der Familie sich in angenehmeren Formen zu vollziehen. Dem einzelnen ist mehr Platz und Bequemlichkeit gegönnt, als in dem volkreichen Süden.

Daß sogar unter den bescheidensten Verhältnissen sich noch ein gut Teil Kunst in den schlichtesten Hausbau hinübergerettet, das beweisen uns selbst ganz kleine, arme Harzstädte und -flecken. Wo die Architektur nicht mehr durch den Reichtum des Materials wirken kann, versucht sie sich auf eine farbige Grundlage zu stellen. Wenn man die steilen Dächer mit roten Falzziegeln belegt, so besetzt man den Dachrand oft mit ganz feinen grauen Linien von Schieferplatten, so wie eine Dame um ein rotes Kleid eine dunkle Borte setzt. Oben auf dem Dachfirst läuft diese Linie entlang und gleitet an den Schrägen der Satteldächer hinunter. An den Schornsteinen aber sind die Schiefer-

platten zu zierlichen Mustern zusammengesetzt. Denn in solch einem Harzorte gibt es tausend Punkte, wo man in Dachhöhe steht oder auf ein Haus herabsehen kann. Und da kann der Schornstein noch ein klein wenig Schmuck vertragen.

Die Hauptausbildung an diesen Häuschen hat jedoch die Tür erfahren. Ich habe in einem kleinen Harzort einmal 30 verschiedene Anordnungen und Ausbildungen der Tür gezählt. Sie ist — oder war doch — rot oder grün gestrichen und meist führen ein oder zwei Steinstufen zu ihr empor. Oder eine Treppe, deren Wange in schwungvoller Empirelinie gefaßt ist. Und dann ist eine wenige Zoll hohe, wenige Quadratmeter große, aufgemauerte Fläche, der Beischlag, der in reicheren Städten — vor allem in Danzig (man denke nur an die berühmte Frauengasse oder an das sogenannte Englische Haus) — eine kostbare Ausbildung erfahren hat. Und auf dieser aufgemauerten Platte steht nun eine alte grüne Holzbank, und hie und da flankieren zwei niedrige, starke, kuglig verschnittene Linden die Tür .... etwas, dem wir im Süden wohl kaum begegnen werden. Die Türen selbst sind einflüglig, und jede ist in den Füllungen originell geteilt. Und die aufgesetzten Messingteile sind genau nach der Form dieser Füllungen gebildet. Hat die Mitte eine spitze rhombische Form, so hat der Messingknopf den gleichen rhombischen Zuschnitt. Auf einer quadratischen Fläche ist er quadratisch, auf einer runden rund. Manche alte Häuser haben noch Türklopfer in Form springender Löwen, oder springender Pferde, oder in Form von Delphinen, die die Schwänze ineinander ringeln. Der Lichteinfall über der Tür trägt die zierlichsten Teilungen. Hier trennen die Schweifungen des Rokoko, die kleinen, sich aneinander gliedernden Scheiben, und dort all die steifen und doch so zierlichen Muster und Teilungen des Empire. Kaum ein Haus gleicht dem andern.

Rechts und links von dem Eingang aber sind schmale, schlanke Fenster an die Tür herangezogen, bilden mit ihr ein Ganzes, und durch diese Fenster hat man einen Blick auf die Diele, und von der Diele aus auf die Straße und auf die Ankommenden.

Man mag sich wundern, daß ich mich hier mit dem einfachen Typus des Harzhauses etwas ausführlicher befaßt habe. Aber ohne Zweifel ist er auf das Landhaus von heute nicht ohne Einfluß gewesen und verkörpert als erster das mit geringen Mitteln erbaute, aber architektonisch reizvolle bürgerliche Eigenheim, an dem ebenso glücklich, ja glücklicher, interessante und überraschende Baugedanken verwirklicht werden können, wie an Kirchen, Schlössern und stolzen Prachtgebäuden.

Greift aber im Süden die blumige Welt der Gärten in den Städten, wie wir es in Rothenburg sahen, direkt in die Architektur ein, so ist dafür im Norden in offener Straße ein Blumenschmuck weit seltener. Wohl aber hat sich schon durch lange Jahrzehnte — ja

Jahrhunderte — dort in den Häusern selbst, hinter den breiten Linien der Scheiben, eine überreiche Blumenzucht entwickelt; mit allerhand Geranien, Kakteen, Meerzwiebeln und seltsam altmodischem Blumenzeug, das in seiner Farbenpracht auch mit zur Schmückung der Häuserzeilen dient. Diese außerordentliche Blumenliebe wird desto stärker, je mehr wir nach Norden kommen und in den kleinen Städten an der Küste, in den alten Hansenestern ist wirklich jeder sein eigner Gärtner und züchtet in den goldberingten, bemalten alten Porzellantöpfen an den breiten Fenstern alle erdenklichen altmodischen Blumensorten mit liebevollster Sorgfalt, die ihm wohl auch — dank der größeren Sonnenstärke der Küste — diese Sorgfalt reichlich lohnen. Bevor wir aber in den eigentlichen Kreis der Hansekultur treten, — mit Rostock und Hamburg, mit Danzig und Lübeck, die, wenn sie auch künstlerisch nicht die Höhe der süddeutschen Kultur erreichen, ihr doch an Stärke und Eigenart keineswegs nachstehen, — bevor wir unsere Schritte zur Wasserkante lenken, — wollen wir uns noch ein wenig bei uns zu Hause, in der Mark ausruhen.



Beilstein an der Mosel



Rathaus mit Roland **Brandenburg a. H.**



Brunnen auf der Brühlschen Terrasse **Dresden**



Roland **Stendal**

Klosterruine **Paulinenzella i. Thüringen**



Schloßhof



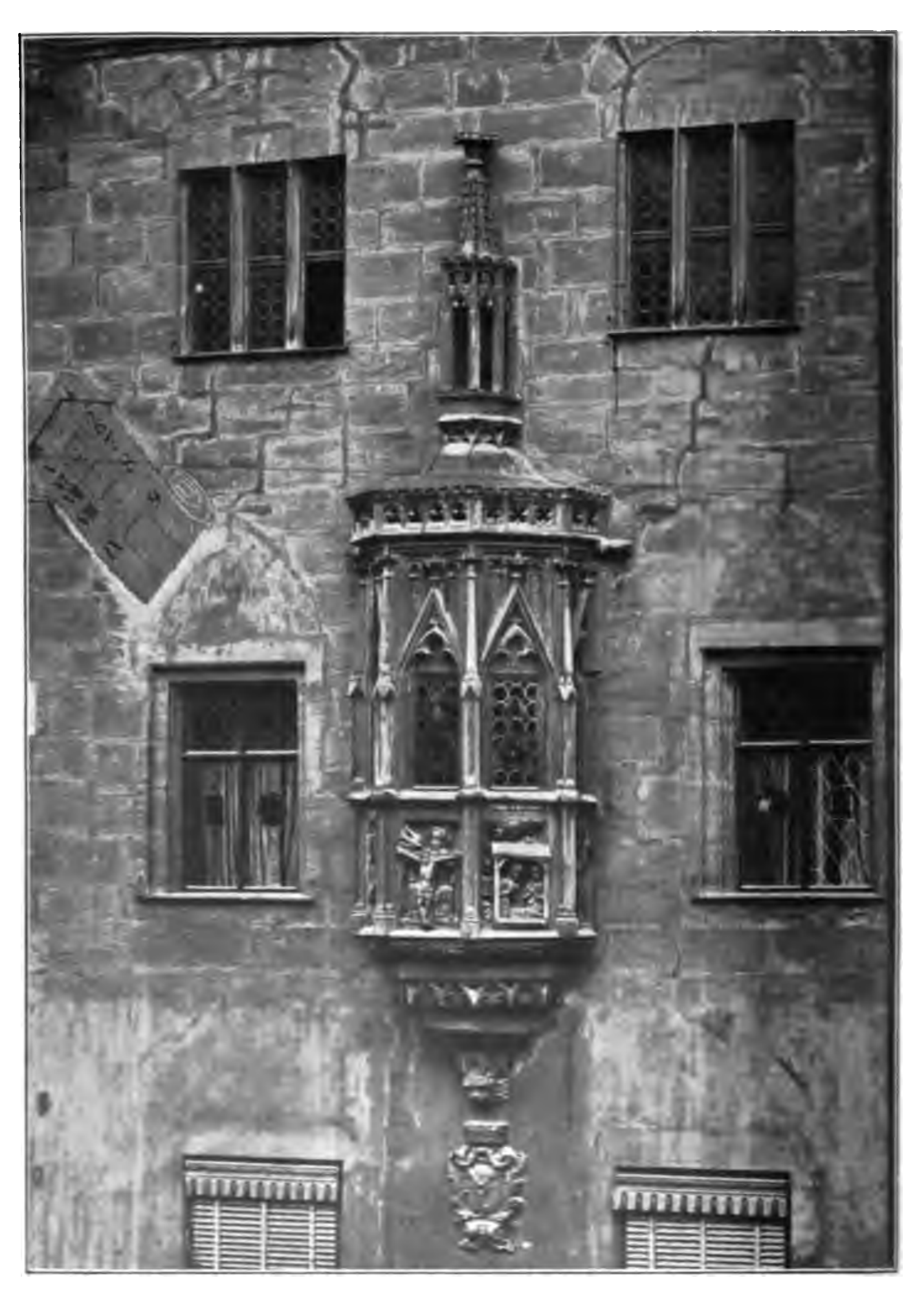
Wartburg



Brunnen im Schloßhof Merseburg




Treppe des Meßnerhauses Rothenburg ob der Tauber



Erker am Nassauerhaus Nürnberg

Klosterruine  Paulinenzella i. Thür.

Ansicht der Stadt mit Stadtmauer



Rothenburg ob der Tauber

Des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse ist nie sehr reich gewesen und alles, was sie besaß, hat sich die Mark mühsam erringen müssen. Und da sie nicht reich war, so ist sie auch arm an Kunst, die aus dem Boden erwachsen ist. Denn Kunst und Wohlstand gehören zusammen! Und erst, wo der eine ist, findet sich die andere ein. Und wo er schwindet, schwindet auch sie gemach. Der arme Bauer der Mark hat es natürlich zu keiner künstlerischen Äußerung seines Wesens gebracht, wie der schwerreiche Obst- und Viehzüchter aus den Vierlanden bei Hamburg oder aus dem alten Lande, wie der Niedersachse, der auf seinem ergiebigen Boden seit Jahrhunderten sitzt. Und auch die kleinen Städtchen sind bei uns in der Mark selten reich an künstlerischem Schmuck. Immerhin sind wir oft erstaunt, aus ärmlichen, heute zurückgegangenen Landstädten gutes, wohl hundert Jahre altes, schweres Mahagonimobiliar oder schöne, wuchtige, helle Biedermeiermöbel zu erhalten. Das Aufkommen der Maschine hat eben auch allenthalben auf dem Lande den Handwerker und gute Handwerksarbeit überflüssig gemacht. Und endlich sind, — das dürfen wir nicht vergessen, — durch die Eisenbahn eine Unzahl von kleinen Ortschaften und Städten mehr von der großen Allgemeinkultur des Landes getrennt worden, als sie mit ihr verbunden wurden. Heute berührt alles nur den Bahnhof, geht über die Schienenstränge fort. Früher ging der ganze Verkehr auf den Poststraßen etappenweise von Ort zu Ort, war gezwungen, in jedem Ort zu verweilen und ihm gleichsam etwas von den Werten, die er mit sich führte, zu überlassen. So hat die Eisenbahn, die den Großstädten Vorteil brachte, den kleinen Städten vielfach geschadet. Was ihnen Neues gebracht wurde, paßte nicht zu ihnen. Der großstädtische Maurermeister imitierte in ihnen Berlin und seine vielfach unerfreuliche Talmiarchitektur, und er kümmerte sich den Teufel um das, was etwa hier Eigenart oder Überlieferung war.

Aber alles konnte doch nicht zerstört werden, und so hat sich auch um Berlin und in der Mark manches liebenswürdige Baudenkmal erhalten, vor allem schon deswegen, weil sich eben naturgemäß das Leben kleinerer Städte langsamer abwickelt, als das der Großstadt. In kleinen Städten sind die Häuser für Generationen da, und man wechselt nicht, wie bei uns, die Wohnungen wie die Krawatten . . . bei uns, wo ein Haus selten älter als ein Mensch wird, und die Architektur von heute der Abbruch von morgen ist.

Unter diesen Bedingungen ist es natürlich dem Großstädter ziemlich gleich, welches künstlerische Gesicht das Haus und die Wohnung hat, in denen er sich für ein, zwei oder im besten Falle drei Jahre aufhält. Ihn interessiert am meisten die Ausmessung der Räume und dann gewisse Bequemlichkeiten und Vereinfachungen des Lebens. Irgendwelche rein künstlerischen Ansprüche an das Wohnen sind für ihn überflüssiger Luxus; und selbst, wenn er Zeit und Geld dazu hätte, um diesem Luxus zu fröhnen, so sind er und seine

Eltern doch zu lange schon ohne ihn ausgekommen, um mit der Sicherheit eines guten Geschmacks Ansprüche stellen zu können. Die starke Bewegung des Eigenheims hat sich in den letzten Jahren als naturnotwendige Reaktion gegen diesen kulturwidrigen Bauspekulationsstil ergeben. Und so ist ja auch neben dem modernen Geschäftshaus- und Warenhausbau das Landhaus das einzige geworden, in dem die moderne Architektur beginnt, wieder eigne und gute Wege zu wandeln, d. h. die alten Wege mit Sicherheit und Geschmack weiter neuen Zielen zuführt.



Immerhin kann sich die Mark rühmen, eine der architektonisch reizvollsten Städte zu besitzen, die mir bekannt ist: nämlich Potsdam. Das stets wieder zu entdeckende und niemals genug gepriesene Potsdam! Es ist keine gewachsene Stadt, wie Rothenburg, oder all die Städte Süddeutschlands, sondern es ist eine aus dem Eigenwillen und dem Geschmack eines Mannes heraus geschaffene Stadt. Aber es ist darum nicht weniger köstlich.

Was Berlin an Resten guter alter, schlicht bürgerlicher Baukunst hat, schwindet ja mehr und mehr, und vielfach sind diese bis heute erhaltenen Dinge mehr durch die historische Reminiszenz interessant, als durch ästhetische Reize. Und selbst was Berlin an guter großer Architektur besaß, ist — wie das Opernhaus, das Schauspielhaus, die Bibliothek — durch geschmacklose Umbauten und Änderungen in letzter Zeit ebenso um seine Wirkungen gebracht worden, wie man langsam daran gegangen ist, die Wirkungen sämtlicher schöner geschlossener Plätze des alten Berlins durch Denkmäler, schlechte Bauten oder ungeschickte gärtnerische Anlagen aufzuheben.

Hoffentlich steht Potsdam, das sich bisher leidlich erhalten hat, nicht sobald ein ähnliches Schicksal bevor. Denn es würde damit eine der reizvollsten Kunststätten und eine der architektonisch erfreulichsten Städte in das Meer moderner Unkultur hinabsinken. Wenn wir von Potsdam sprechen, so denken wir immer an Schlösser und Gärten, aber wir denken nicht daran — und bis vor kurzem war sich auch die Kunstwissenschaft dessen keineswegs bewußt, — daß die Stadt selbst — Straßen, Brücken und Plätze in ihrem unerhörten Reichtum an Formen, — vielleicht das erfreulichste Gesamt-

bild bietet, das wir hier im Norden kennen. Natürlich ist es keine Stadt der Renaissance, die ganz auf das Malerische gestimmt ist, mit Erkern, Türmchen, Giebeln, unsymmetrisch angeordneten Fenstern; es ist auch nichts Bizarres in ihr, wie es die schmalbrüstigen Häuser der Hansakultur oder die bunten vom Grotesken überspielten Fachwerkbauten des Harzes zeigen. Potsdam hat ganz und gar nichts Altmodisches. Man hat das Gefühl, daß man hier überall noch wohnen könnte, wenigstens in solchen oder ähnlichen Häusern wohnen könnte und dabei nur etwas ruhiger, etwas vornehmer, etwas preziöser wäre, etwas Fontanischer, als man es heute ist. Alles ist mit gutem Geschmack für den bürgerlichen Menschen der Gegenwart geschaffen. Nichts ist engräumig, alles ist einfach, weit und hell. Jedes Haus ist als Ganzes gefaßt und überaus großzügig, mit Stuckornamenten oder mit figürlichem Schmuck versehen. Neben einfacheren Bauten stehen große mehrgeschossige, die an die bürgerlichen Paläste italienischer Städte gemahnen; aber selbst beim einfachsten alten Hause hat man nicht das Gefühl der Mietswohnung. Und so sehr sich auch manche Haustypen ähneln mögen, nirgends wird man von der lästigen Uniformität der Straßenzüge bedrückt. Jedes Haus ist wieder eine neue Abwandlung der gleichen Nutzgedanken. In einer modernen Großstadtstraße aber sehen die Häuser, die in ganz verschiedenen Stilen ornamentiert sind, doch nebeneinander eines wie das andere aus. Das kommt vielleicht daher, daß die Vergangenheit ein Haus im Sinne der Zeitbedürfnisse und des Zeitgeschmacks schuf, während wir irgendwelche Ornamente und Gliederungen der Fassade geben, die mit dem ureigentlichen Wesen des Baues gar nichts mehr zu tun haben. — Nichts kann besser diese Verwilderung unseres Geschmacks kennzeichnen, als der niedliche Witz von dem Berliner Maurermeister, der zu seinem Bauherrn sagt: „Der Rohbau ist soweit fertig, Herr Schulze. Wat for'n Stil wollen Se denn nu 'ran haben?"

Ich sagte, daß Potsdam das Werk eines Mannes ist, und in Wahrheit hat Friedrich der Große neben den enormen, — aber vom kunstästhetischen Standpunkt aus gut angelegten Summen, für Potsdams Schlösser, Gärten, öffentliche Bauten noch als Bauzuschüsse für 1200 bürgerliche Stadthäuser 60 Millionen verauslagt. Die reizvollsten Partien Potsdams sind die, wo das Wasser mitspricht, die vornehmen Häuser, die, von alten Bäumen geschützt, hinter der Linie dunkler schwerfließender Kanäle stehen. Potsdam ist eigentlich keine Stadt für den Sommer, aber sie hat im ersten Frühling, wenn der Flieder blüht, und in blauen Herbsttagen, wenn das gelbe Laub von den Linden und Kastanien langsam durch eine stille, müde Luft herabsinkt, den Zauber einer melancholischen Vornehmheit. Der Schritt hallt dann über das Pflaster und verliert sich in der träumerischen Stille und selbst die Rufe spielender Kinder vermögen nicht die Ruhe zu durchbrechen. Gewiß sind die Motive dieser Architekturen nicht ganz selbständig, wir

wissen sogar die Werke, diese oder jene Vorlagen, aus denen die Fassaden entnommen sind. Aber sicherlich sind sie für die Bedürfnisse abgewandelt worden. Und als Ganzes hat doch diese Stadt ein völlig eignes Gepräge erhalten, und weit mehr Charakter als Versailles, mit dem es ja auch als Stadt so oft verglichen wird.

Doch nicht allein die Zeit Friedrichs des Großen hat Potsdam den Stempel gegeben. Auch das ausgehende Empire und Biedermeier, die Zeiten Friedrich Wilhelms des Dritten und Friedrich Wilhelms des Vierten haben dort manches überaus charakteristische und noch keineswegs genugsam geschätzte Baudenkmal hinterlassen, eben weil es an dieser Stelle doch durch die stärkere Kunst der friederizianischen Zeit in den Schatten gestellt wird. Hier in Potsdam liegen sowohl für die heutige Profanarchitektur, wie für unsern Städtebau reiche Anregungen. Der Putzbau ist für uns ja das Gegebene; eigentlich haben wir keine Beziehungen zu dem reinen Steinbau des Südens oder dem Backsteinbau der Küste — an der natürlich wegen der größeren Feuchtigkeit der Luft Putz leichter verwittern muß, als der festgebrannte und womöglich glasierte Ziegelstein. Und dann sind auch die für den Ziegel so charakteristischen Formen der ungewöhnlich großzügigen norddeutschen Backsteingotik — sie werden nie überboten werden! — doch nur für ganz wenige Zwecke geeignet: für Kirchen, Tore und Ummauerungen und vielleicht noch für groß angelegte Speicherhäuser. Im ganzen ist diese Architektur doch für unsern Landstrich zu farbig und zu feierlich.

Auch die Potsdamer Schlösser sind reich an Köstlichkeiten. Ich meine aber mit Köstlichkeiten nicht die Dinge, auf die uns der Diener aufmerksam macht, wenn er uns durch die Säle hetzt, sondern ich meine damit glückliche architektonische Gedanken, überraschende Farbenstimmungen, kurz das, was man als künstlerische Anregung von solch einem Schloßgang mit nach Hause nimmt. So ein Zusammenklingen von Altsilber und einem verblaßten Grün, oder von einem matten Rosa und einem stumpfen Gold, wie wir sie in ein paar Räumen des Stadtschlosses finden . . . das meine ich. Oder die unerhörte Leichtigkeit eines Rokokoornaments meine ich, irgendwo, an Wänden oder Decken; die Schönheit eines Lichteinfalls, vielleicht bei ganz heruntergezogenen Fenstern; kurz, ich meine damit die Dinge, die nicht eigentlich dem Schloß an sich eigentümlich sind, sondern die uns Lehren für den Geschmack unserer Wohnung und für die Forderungen unseres Landhausbaues geben, das heißt Anregungen allgemein-ästhetischer Natur bieten.

Noch reicher als der Freund guter Architekturen wird aber der Liebhaber gärtnerischer Schönheiten in Potsdam belohnt. Die Schönheit der Potsdamer Gärten war schon den Romantikern bekannt. „Ich kam,“ läßt Heine den Maximilian in den Florentiner Nächten sagen, „dort in Potsdam mit keinem Menschen in Berührung, und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sanssouci befinden.“

Heute aber sehen wir die alten Gärten doch mit etwas anderen Augen uns an. Wir finden in ihnen heute eine Summe feiner künstlerischer Gedanken; wir sehen in den Brunnen und Fontänen heute mehr wie eine Spielerei, eine Wasserkunst. Heute freuen wir uns an den feinen Umrahmungen und wie das Wasser als gleitendes Metall über die breiten Marmorlippen zu niederen Becken hinabrieselt. Wir empfinden nunmehr den Schwung der Terrassen, der niederen Steinbänke, der Treppenführungen, auf denen man in weitem Bogen größere Höhen leicht und angenehm überwindet. Die Marmor- und Sandsteinfiguren — an denen die Romantik nur die Vergrünung und silber- und schwefelfarbene Flechten, eben das schadhaft Malerische sah, — werden für uns jetzt zu Zeugen feinerer und sinnvoller plastischer Kunst. Und all jene Gartenbauten, — die Scheinarchitekturen der Gartenanlagen, sie lieben wir wieder ihres reizvoll dekorativen Spiels wegen. Und gerade an ihnen ist ja Potsdam so überreich. Jede Zeit hat dort ihre gärtnerischen Architekturen geschaffen, bis über das Biedermeier hinaus. Gleich am Eingang von Potsdam begrüßt uns schon die wundervoll offene Säulenwand, die den Lustgarten, den Paradeplatz abschließt, mit ihren kräftigen, bewegten Tritonen- und Nymphengruppen zwischen den Säulen zu ebener Erde. Und von der großen Fontäne dahinter, der hohen Brunnengruppe in dem kleinen Teich, wo Neptun und Galatee von großflossigen Meerpferden gezogen, und von blasenden Tritonen umringt, ganz umwallt von Schilf und Kraut und in allen Fugen von den braunen Garben des Wasserampfers besetzt, daherschwimmen . . . von da an gibt es immer wieder neue Überraschungen in gärtnerischen Architekturen und Anlagen, bis oben zum andern Ende Potsdams, bis oben hinauf zum Drachenberg und zu dem antiken Hause, das da in der Maulbeerplantage steht, in dem große blaue Glasvasen das Licht brechen, und auf dessen kühlen Steinfliesen die Gärtner im Herbst all die bunten, formenreichen Zierkürbisse zu farbigen Haufen schichten.

Man verstehe mich recht — nicht was Potsdam und die Kulturen sind, die sich dort niedergeschlagen haben, wollte ich hier kurz beschreiben, sondern ich wollte nur von der Summe von Anregungen sprechen, die von dort her für unsere Berliner Stadt-, Garten- und Landhauskultur erwachsen könnte. Vergessen wir doch das eine nicht, daß alles andere, was wir hierher pflanzen, mehr oder minder Maskerade ist, und daß wir es auf Bedürfnisse aufpfropfen, für die es nie ersonnen wurde. Hier scheint eine Architektur sich außerordentlich glücklich der Umgebung und den gegebenen Verhältnissen angepaßt zu haben. Sie nicht nachahmen, sondern aus ihr lernen, wird Aufgabe unserer Berliner Architekten sein.

Und nun noch ganz schnell zum Norden, zur Küste hinauf! Alles, was uns dort an architektonisch Wertvollem begegnet, ist vielleicht nicht sehr malerisch, nicht sehr reizvoll im Detail, aber bei äußerer Einfachheit stark, wuchtig, großzügig und gedrungen. Es ist von der eignen, schwerfälligen Kraft des platten Landes und der platten Sprache. Nichts ist von gleicher konstruktiver Größe, wie die alten gotischen Backsteinbauten, die Tore und Kirchen, — man denke nur an die Tore Neubrandenburgs, an die Kirchen in Lübeck, Danzig, Doberan und vor allem an die Marienburg. Man muß schon fast bis zum Altertum zurückgehen, um ähnlicher wuchtiger Größe zu begegnen. All diese Bauten atmen einen kräftigen Geist, ja, sie sind schon mehr hart und trotzig — und doch in einem ganz anderen Sinne trotzig, wie vielleicht die alten Burgen und Burgruinen Süddeutschlands, die wie Habichtsnester auf Felsklippen gebaut sind. Selbst bei den Kirchen denkt man unwillkürlich an den Spruch jenes mecklenburgischen Herrn v. Bülow:

„Ick bin ein mecklenburg'sch Edelmann,
Was geht Dich, Düwel, mein Supen an,
Ick sup mit minen Herrgott Christ,
Wenn Dau längst in de Hölle bist!"

Aber diese wundervoll trotzige Großzügigkeit, die alles Konstruktive stark betont, am Ornament spart, jedoch sich an Größe nicht genug tun kann, geht im Norden auch auf die Profanbauten über und hier bis in die Bauten des Empire hinein. Ich erinnere mich nicht, markigere und ausdrucksvollere Empirebauten gesehen zu haben, wie es die paar Schlösser und Kavalierhäuser des kleinen Landstädtchens Doberan sind, oder welche in schönerer Gliederung, als das Kurhaus von Heiligendamm. Alles Spielerische, was im Süden gerade diesem Stil anhaftet, fehlt ihm im Norden. Und auch das Empiremöbel der Küste von Lübeck und Hamburg wird einstmals wegen der Kraft seiner künstlerischen Gesinnung von den Sammlern ebenso gesucht und bezahlt werden, wie es heute schon die Danziger Schränke des 17. und 18. Jahrhunderts werden.

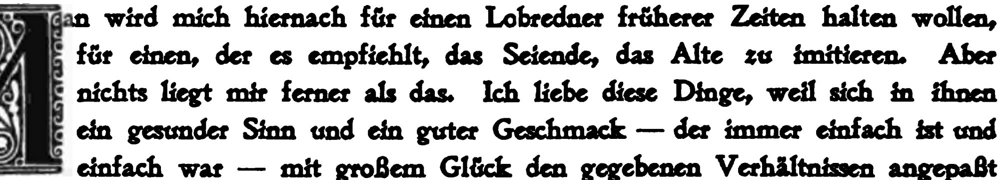
Ohne Zweifel ist dieser Stil des Nordens mit der ganzen Art und Sinnesweise seiner Bevölkerung aufs engste verbunden. Man mag ihn vielleicht nicht sehr kunstfreudig nennen, aber er ist sehr kräftig durch das Sinngemäß-Konstruktive und sehr, sehr liebenswert wegen der Schönheit der Arbeit und des Materials. Im ganzen hat er weit weniger die Tendenz, zu entarten und spielerisch zu werden, als der andere, den ich den Stil des Südens nennen will. Irre ich nicht, so wird er auch heute von dem bessern Kunstgeschmack mehr geliebt, als der andere, vielleicht, weil er sinngemäßer, schlichter und bürgerlicher ist.

Wenn ich es mir recht überlege, so habe ich jetzt eigentlich alles gesagt, was ich über das Architektonisch-Reizvolle des nordischen Städtebildes, der Hansekultur sagen wollte . . . . gesagt schon vorher in Parallelen und Vergleichen. Gesagt, indem ich auf das Gegenteil hinwies. Ich redete davon, daß im Norden das Wasser fast überall mitspricht und gleichsam die große Wirkung der Architektur verstärkt; weite Hafenflächen, Seen, Flußläufe, Kanäle und Grachten haben mit an der Architektur geschaffen. Aber ebenso wie das Wasser hat auch das Schiff und der Schiffsstil die Hausarchitektur und die Innenräume im Norden beeinflußt. Gleichen nicht manche schmale, hochragende Häuserfronten den aufragenden Bugsprieten alter Galonen und Indienfahrer? Sind nicht die niederen verräucherten, holzschweren Räume der Fischerkneipen den Kajüten nachgebildet? Die Feuchtigkeit der Luft machte Ziegelbauten, reine Ziegelbauten notwendig, und das Rot erforderte wiederum — wie man das am reinsten in den Bauern- und Fischerhäusern der Küste sieht, — andere Farben: ein komplementäres Grün, oder ein Weiß oder ein Gelb zur Vertärkung; — hatten doch schon die alten Backsteinkirchen die Einförmigkeit ihrer roten Ziegelwände mit grünen, glasierten und oft grotesk ornamentierten Ziegelreihen und -platten unterbrochen.

Daß und warum das Haus dieser Hansestädte vor allem ein Giebelhaus, ein Speicherhaus war, habe ich ja auch schon gesagt. Und sicherlich hat auch die Linie der Grachten und Kanäle, die meist eine sanfte Rundung ist, mit daran gearbeitet, dem Straßenbild einen großzügigeren und regelmäßigeren Charakter zu geben, als man es in den alten, verwinkelten, mauerumschlossenen Städtchen des Südens findet. Ebenso spricht endlich im Norden der Baum mehr im Straßenbild mit; — denn was liegt näher, als die Wasserlinien und später auch die Plätze mit schattenspendenden Bäumen zu bepflanzen? Hier mag sich auch — wie in der großen Blumenliebe der Wasserkante — der Einfluß Hollands geltend machen, der in vergangenen Jahrhunderten weit mehr nach Osten ging, als wir es uns heute bewußt werden. Im ganzen erfordert und bedingt zum Schluß die silbrige Seeluft ganz andere architektonische und farbige Bilder, als die klare und scharf zeichnende Atmosphäre über den Hügeln Süddeutschlands.

Und so hat, wenn wir es betrachten, die Architektur des Nordens wie des Südens, solange sie eine wildgewachsene Pflanze war, nur Blüten getrieben, die eben dort auf diesem Boden und nur auf ihm erwachsen konnten.

Heute aber ist die Architektur eine Allerweltspflanze geworden, eine Treibhausblume, die von Süden nach Norden, von Norden nach Süden verpflanzt wird und nirgends sich fest und organisch einwurzelt.



Man wird mich hiernach für einen Lobredner früherer Zeiten halten wollen, für einen, der es empfiehlt, das Seiende, das Alte zu imitieren. Aber nichts liegt mir ferner als das. Ich liebe diese Dinge, weil sich in ihnen ein gesunder Sinn und ein guter Geschmack — der immer einfach ist und einfach war — mit großem Glück den gegebenen Verhältnissen angepaßt hat. Und was wir aus ihnen lernen sollen, ist nicht mehr und nicht weniger als die geschmackvolle und glückliche Anpassung an die neuen Verhältnisse, die das moderne Leben erschaffen hat. Anleihen nützen uns ganz und gar nichts! Wohl aber werden wir Nutzen und Vorteil haben, wenn wir in den Geist dieser Dinge eindringen und ihre Lehren beherzigen auf dem Wege nach neuen Zielen.

Und wenn wir das getan haben, dann wird auch der Vorwurf jenes Franzosen uns nicht mehr gerechtfertigt erscheinen, daß wir Deutschen die Schönheiten und Reichtümer unserer alten Städte und Städtchen in unserer eignen Heimat weder kennen noch achten!

Stadtmauer und Burgtor  Lübeck

Havelberg (Mark)




Dom



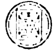
Vorbau an einem Bäckerladen — Veitshöchheim a. M.



Kamin in Kastel Thun — Vigo



Ein Fleet — Hamburg



An der Wörnitz, mit Heiligkreuzkirche  **Donauwörth**



Schloßhof  Dobrilugk, N.-L.



 Kl. Laufenburg a. Rhein

Alte Mühle Friedrichsruh







Elias-Friedhof Dresden



Schloß **Lagow i. d. Mark**



Der Hafen **Wismar**

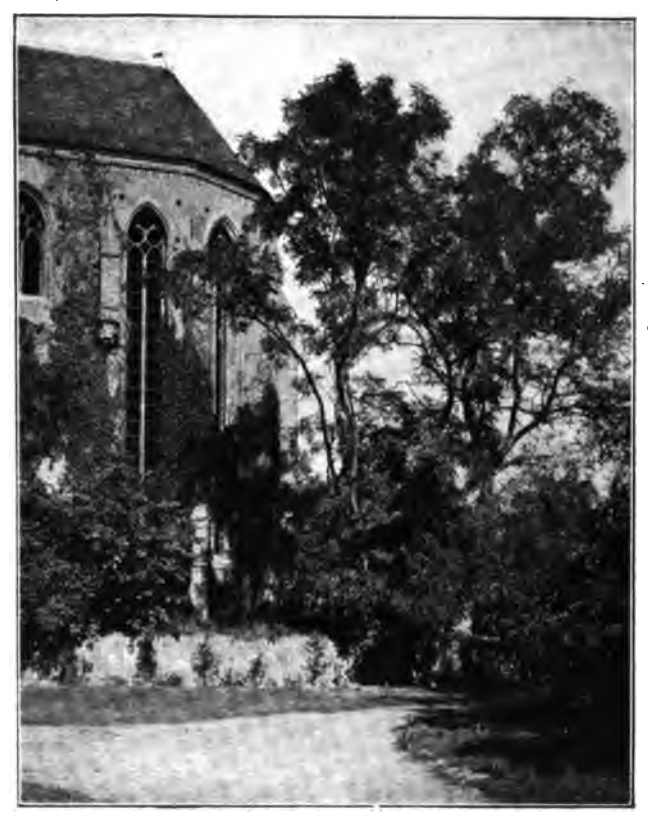
An der Stadtmauer



Rothenburg ob der Tauber



Kaufhaus und Markt — Freiburg i. B.



Klosterkirche  Chorin in der Mark

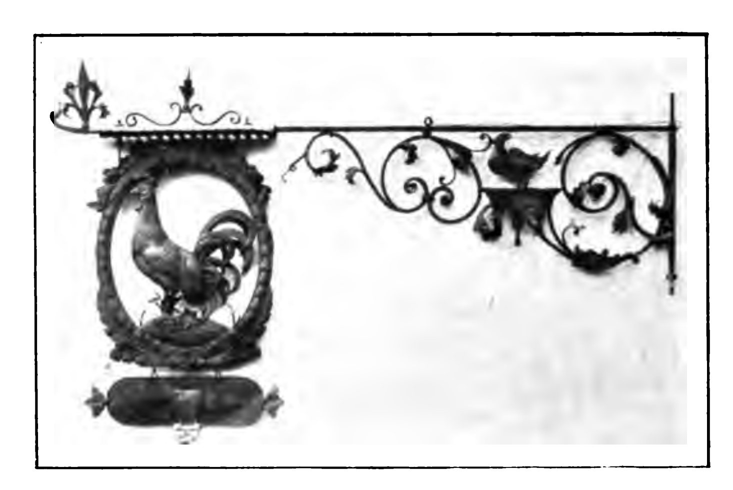


Bauernhaus  Bei Burg Eltz



Stadtmühle  **Dinkelsbühl**

Schloß  Marienwerder



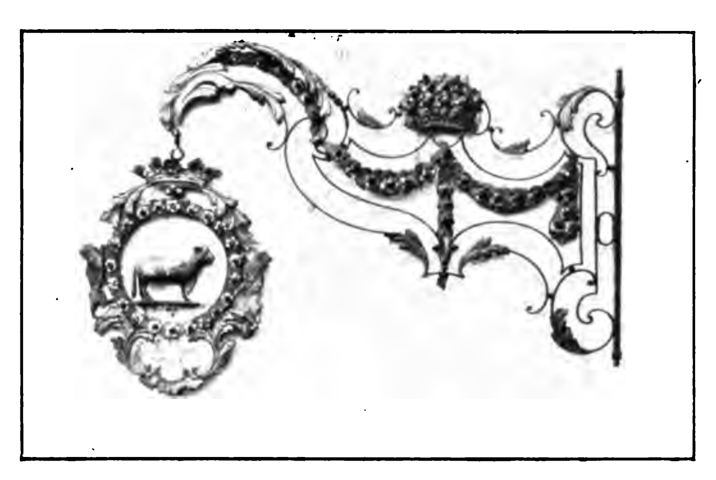
Wirtshausschild „Zum Weißen Hahn“ **Mutzig**





Bäurlingsturm und Stadtgraben **Dinkelsbühl**

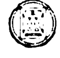




Wirtshausschild „Zum Lamm“ aus dem 18. Jahrhundert **Elsaß**



Färbertörl und Riedertor **Donauwörth**



Am Rothenburger Weiher  Dinkelsbühl



Schloß Hartenfels — Torgau



Brunnen am Markt — Stein am Rhein

Der Sand Lüneburg



Torweg Reichenweier



Links: Rathaus in Tangermünde
Rechts: Stargardter Tor in Neubrandenburg





Innerer Hof  Veste Coburg



Markt mit Rathaus  Wittstock



Eremitage Bayreuth



Markt — Heilbronn



Mühlenstraße  Rostock

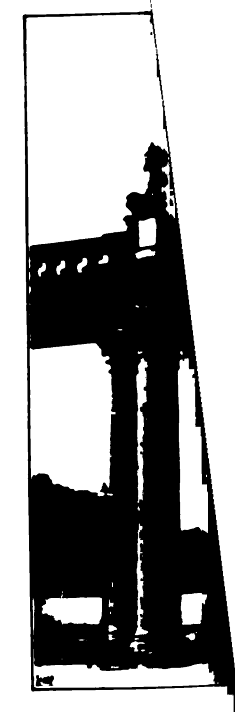


Burg  Gudenau bei Bonn

Markt



Südlicher Torturm am Zwinger in Dresden



Kolonnade im S



Brunnen



Kolm…

…brunnen am Markt Wertheim



Innerer Hof  Veste Coburg



Markt mit Rathaus  Wittstock

Eremitage  Bayreuth

Markt



Heilbronn



Mühlenstraße  Rostock



Burg  Gudenau bei Bonn



Südlicher Torturm am Zwinger in Dresden



Kolonnade im Stadtschloß zu Potsdam



Brunnen Nürnberg



Ziehbrunnen am Markt **Wertheim**





Wimpfen



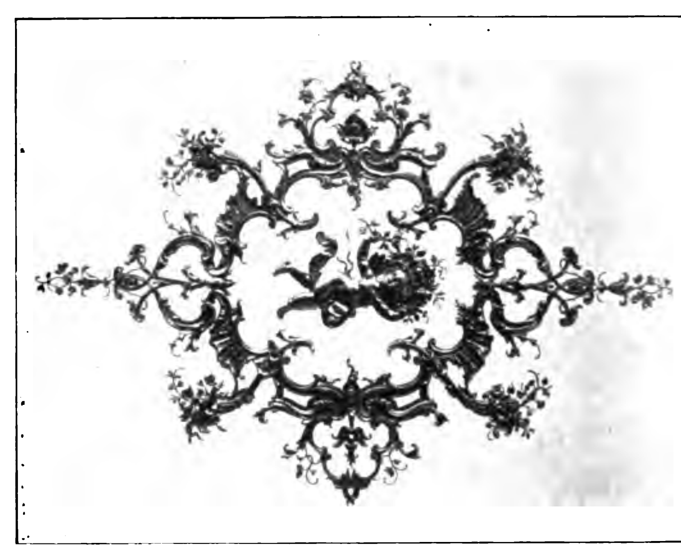
Altes Stadttor — Boppard



Hof **Schloß Bürresheim**



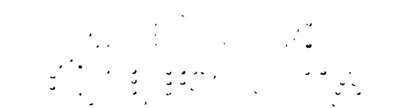
Innenräume Schloß Rheinsberg



Deckenausschmückung Schloß Brühl



Erker Braunschweig



Portal an der Clarissenkirche — Trier





Töplerschlößchen Rothenburg



Gartenterrasse im Park des Hauses Rechberg Zürich



Burgtor **Rothenburg ob der Tauber**

Der Pregel  Königsberg i. Pr.

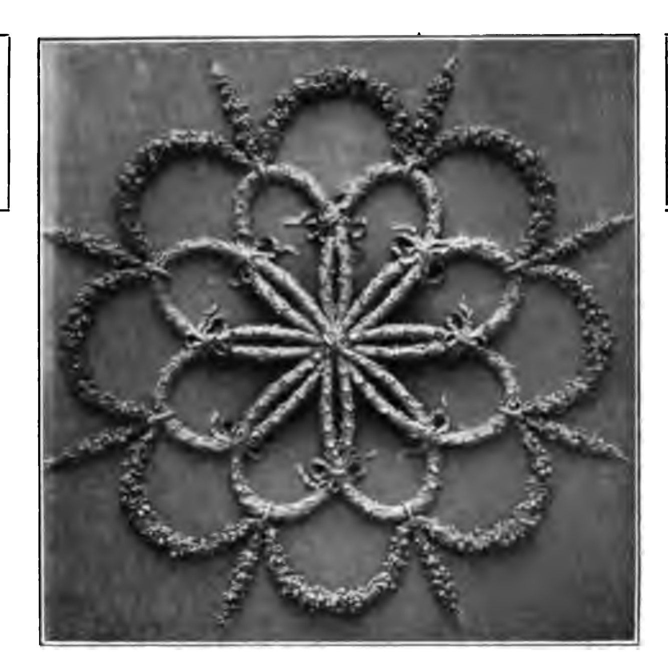


Treppenhaus der Neuen Abtei  Schöntal im Jagstkreis



Treppe und Hof eines Privathauses Nürnberg

Deckenschmuck im Schloß Benrath bei Düsseldorf (Oben)



Wandausschmückung im Schloß Brühl am Rhein (Unten)

Klosterruine



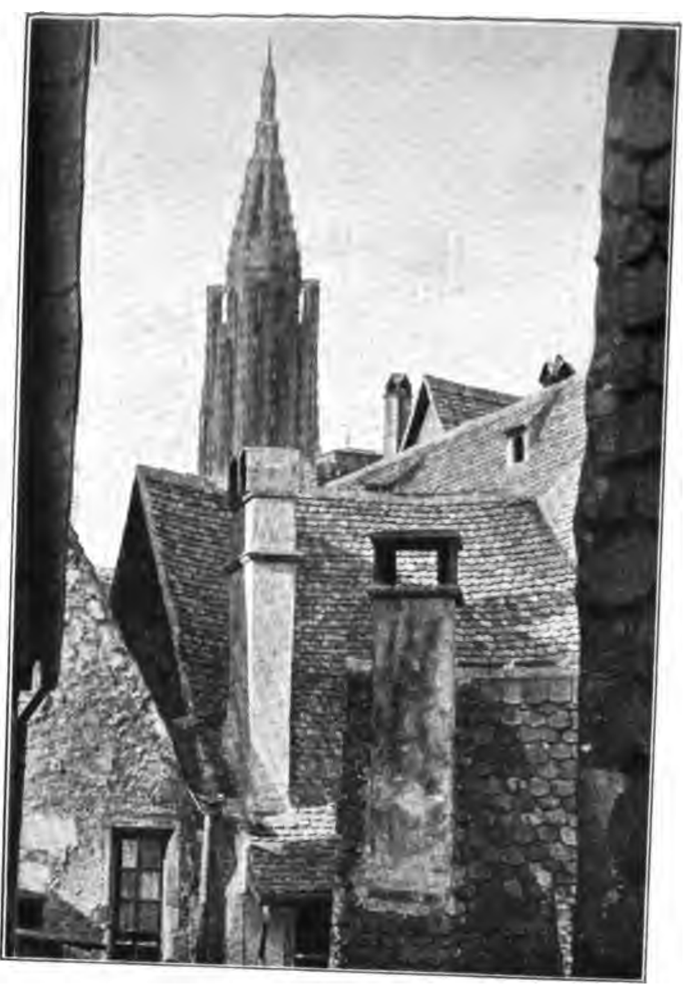
Heisterbach im Siebengebirge



Krahntor **Danzig**



Das „Brusttuch“ Goslar



Münsterturm Straßburg i. E.



Altes Schloß Crölpa



Schloßgarten Schwetzingen



Partie an der Wörnitz  Donauwörth

Marktlauben Görlitz

Parkterrasse



Veitshöchheim bei Würzburg

